C. Glocker inv. A. Dalbon sc.

„Versöhnt auf ewig!"

Gedr. bei Joh. Minsinger in München.

Der Hungerthurm,

oder

Dagobert und Bertha.

Eine Erzählung

der

reifern Jugend gewidmet

von

A. Dörle.

Mit einem Stahlstich.

Augsburg 1841.
Verlag der **Matth. Rieger**'schen Buchhandlung.

Erstes Kapitel.

Diener Bruno stürzt seine Herrschaft in's Elend.

Auf dem Thüringerwald, einem unermeßlichen Gebirgsrücken, der in Obersachsen gelegen und eine Fortsetzung des Fichtelgebirges ist, stand vor Jahrhunderten auf dem Hermannsberg, einem der drei kahlen Felsengipfel, welche die einzigen dieses ungeheuren Waldgebirges sind, die berühmte Veste „Eisenburg.“ Diesen Namen verdankte sie den eisenfarbigen Steinen, womit sie erbaut war, wie auch ihrer eisernen Festigkeit, vermöge welcher sie bestimmt zu sein schien, dieß unermeßliche Waldgebirg, gleich einem Riesenkönige, von diesem Felsengipfel aus auf ewige Zeiten zu beherrschen. Jedoch auch sie hatte, wie jedes Kunstwerk der Menschen-Hände, das Loos, in den Alles mit sich fortreissenden Fluthen der Zeit unterzugehen; so daß nun des Wanderers Auge dort, wo sie Jahrhunderte hindurch den Stürmen der Zeit getrotzt, kaum mehr Spuren von ihr entdeckt.

Auf dieser Veste hauseten Jahrhunderte lang die biedern Ritter von Eisenburg. Der Ruhm ihrer rit-

terlichen Tugenden wurde nicht nur in Thüringen, sondern auch in den entferntesten Provinzen Deutschlands besungen. Man pflegte die Ritter von Eisenburg wegen ihrer ausgezeichneten Stärke und Tapferkeit nur „die Eisenmänner" zu nennen. So gefürchtet sie auch waren, so waren sie auch nicht minder hochgeschätzt. Denn nebst Muth und Tapferkeit besaßen sie auch Rechtschaffenheit und Biedersinn. Ein Sprößling dieses tapfern und biedern Ritterstamms war Ritter Dagobert.

Dagobert war und blieb bis in sein dreißigstes Lebensjahr seiner tapfern und biedern Ahnen würdig. Schon als Jüngling hatte er sich in Fehden und Turniren den Ruhm eines Helden erworben, und ward an manchem Fürstenhofe als Sieger mit Lorbeern gekrönt.

Nun aber hatte er sich auf seine friedliche Burg zurückgezogen, um daselbst ungestört das stille häusliche Glück zu genießen, das er an der Seite einer tugendhaften Gattin und in der treuen Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen fand. Nur selten nahm er von benachbarten Rittern Besuche an, die er ebenso selten mit seiner Gattin erwiederte.

„Wo könnte ich," sprach er oft zu seiner Gattin, „reinere und süßere Freuden finden, als im Umgang mit Dir, liebe Bertha, und in unserm täglichen Bestreben, unsre Hausgenossen und Unterthanen durch Wohlthun zu beglücken?"

So wahr und löblich Dagoberts Gesinnung und Rede sind, und so sehr sie Bertha, weil ihr der Gatte aus dem Herzen gesprochen, jedesmal erfreuten; so

lag doch diesem seinem Benehmen noch ein gewisses Etwas zu Grunde, das er vor Jedermann zu verheimlichen suchte, ja sogar zu Zeiten sich selbst nicht gestehen wollte. Bertha aber, seine treue und verständige Gattin, hatte das verheimlichste Etwas bald entdeckt, und wie erschrack ihr gutes Herz darob! Denn dieß Etwas war geheime Eifersucht.

Obwohl Dagobert seit drei Jahren, die er im Ehestande verlebte und die er oft die glücklichsten seines Lebens nannte, nicht den mindesten Grund für seine geheime Eifersucht gefunden hatte; so hatte er sich bisher dennoch zu wenig Mühe gegeben, diese angeborne Leidenschaft in seiner Brust zu ersticken. Und so kam es, daß er sich ohne Grund manche trübe und peinliche Stunden bereitete, und der guten Gattin, ohne es zu wollen und zu wissen, oft geheimen Schmerz und Angst verursachte. Es gab zwar Augenblicke, wo er selbst vor seiner Leidenschaft erschrack, sie eine Thorheit nannte, und darin eine gefährliche Klippe erblickte, woran ihr eheliches Glück noch scheitern könnte. Er faßte daher den festen Vorsatz, diese gefährliche Leidenschaft noch bei Zeiten im Keim zu ersticken, bevor sie heftiger werden und als verheerendes Feuer zur Flamme auflodern könnte.

Der guten Bertha war auch dieser edle Kampf bekannt, und sie trug alles Mögliche bei, um ihrem Gatten, den sie treu und innig liebte, den Kampf erleichtern und den endlichen Sieg erringen zu helfen. Denn die Edle wußte wohl, daß in einer Ehe, wo das gegenseitige vollkommene Zutrauen fehlt, das Glück einem Gebäude gleiche, das auf lockern Sand

gebaut ist, und bei jedem Sturme in sich zusammenstürzen kann. Daher vermied sie Alles, auch das Mindeste, was der Leidenschaft ihres Gatten hätte Nahrung geben können, und that hingegen Alles, wenn es sie auch Opfer kostete, wovon sie glauben konnte, daß es dessen Zutrauen nähren und stärken und endlich fest und unwandelbar machen könne. Mit diesem Streben verband sie auch täglich ein herzliches und vertrauensvolles Gebet.

»Ach, der liebe Gott!« sprach sie oft bei sich, „hat uns Beide in Liebe vereint, und seine heilige Kirche unsern Ehebund gesegnet, und darum habe ich das volle Vertrauen, daß auch Gott verhüten werde, was unser bisheriges Glück mit Unheil bedroht.“

Berthas edles Streben, wie ihr frommes Gebet, schien für immer belohnt zu werden; denn jeder neue Tag bestärkte ihre Ueberzeugung, daß ihr Gatte von seiner Leidenschaft geheilt, und somit ihr eheliches Glück unter Gottes Schutz befestiget sei. Es war auch wirklich kein Schein, Dagobert war geheilt, und er und seine Gattin fühlten sich glücklicher, als zuvor. Sie waren Eines Sinnes und Eines Herzens. Kein Tag verging, an dem sie nicht dieses, oder jenes gute Werk verrichteten. Und kein Abend war ihnen schöner, als der, an welchem das Gebet eines Armen, dessen Noth sie gestillt, oder eines Unglücklichen, dessen Thränen sie getrocknet, für sie zu Gott gen Himmel stieg. Dieß Bewußtseyn, Gott in den Armen geliebt, und so manchem Menschen das Elend gemindert und den Grund zu

seinem Glücke gelegt zu haben, war ihnen aber auch eine Quelle geworden, aus welcher ihnen täglich die reinsten und seligsten Freuden zuflossen. Wenn auch hie und da die reichlichste Gabe mit Undank vergolten wurde; so lohnte sie eine einzige aufrichtige Dankesthräne dieses Armen, oder jenes Unglücklichen zehnfach dafür.

„Wir haben die beste, wohlthätigste Herrschaft“, hieß es allgemein im ganzen Gau. „Unser gnädiger Herr ist ein guter Mann; aber wer weiß, ob er so wäre und auch so bleiben würde, hätte er nicht eine so engelgute Gattin zur Seite?“ sagten manche Verständige, welche das ehrgeizige und aufbrausende Temperament des Ritters, wie die sanftmüthige und anspruchslose Gemüthsart seiner Gattin kannten. Alle aber liebten und ehrten ihre gütige Herrschaft so innig, daß sie diese Gesinnung bei jeder Gelegenheit unverkennbar in Gebehrden, Worten und Thaten, zur innigsten Freude der Herrschaft, an den Tag legten.

»Wie ich mich jetzt so glücklich fühle!“ sprach einmal Dagobert zu Bertha, „wahrlich! dieses reine, selige Gefühl verdanke ich nur dem lieben Gott und dir, meine gute Bertha.«

„Auch ich verdanke mein Glück dem lieben Gott und dir, mein guter Dagobert“, erwiederte Bertha bescheiden. »Ich will vom lieben Gott nur noch Eines erflehen, was dann die Krone unsers irdischen Glückes wäre: das Eine nämlich, daß der Himmel uns ein Kind bescheere.“

„Ja, liebe Bertha!“ versetzte Dagobert mit ei-

nem frommen Blick nach oben", wenn der gütige Himmel uns noch diese Freude bescheert; dann bleibt mir zu meinem irdischen Glücke Nichts weiter zu wünschen übrig, als daß das Kind, welches Gott uns schenkt, das Wohlgefallen Gottes und unsre Freude werde." Und auch diesen Wunsch wollte der Himmel noch erfüllen, um das Glück dieser Guten so vollkommen zu machen, als Sterbliche es besitzen und genießen können.

Allein in dem Augenblicke, wo Dagobert und Bertha den höchsten Gipfel ihres häuslichen Glückes erstiegen zu haben wähnten, hatte ein Bösewicht, der täglich ihre Wohlthaten genoß, in seinem Herzen beschlossen, Beide vom höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Elends zu stürzen. Ja Beide, Dagobert und Bertha, sollten das Opfer seiner Rache werden.

Bruno hieß dieser Bösewicht. Er war schon bei Dagoberts Vater über zehn Jahre lang Burgvogt gewesen, und war es auch nach dem Tode des Vaters noch zwei Jahre lang bei dessen Sohne geblieben. Nun aber hatte er dieß ehrenvolle Amt schon vor drei Jahren niederlegen und es mit der geringeren Stelle eines Jägers und Försters vertauschen müssen. Und hierin, in dieser wohlverdienten Zurücksetzung, muß der erste Keim der Rache, die Bruno auf eine wahrhaft teuflische Weise an seiner Herrschaft genommen, aufgesucht werden. Um uns aber die ganze schreckliche Begebenheit klar zu machen, so müssen wir den Hergang derselben von vornherein betrachten.

Bruno war der Sohn eines armen Köhlers, und

war schon als Knabe von zwölf Jahren eine Waise geworden. Der alte, gutherzige Ritter Siegfried, Dagoberts Vater, hatte sich des armen Waisenkinds erbarmt, und dasselbe auf seiner Burg, deren Thor jederzeit den Armen offen stand, aufgenommen. Er übergab den Knaben, der an Körper und Geist mit nicht geringen Vorzügen ausgestattet war, dem alten Jägermeister, einem braven, ehrlichen Manne, um ihn zu einem rechtschaffenen und brauchbaren Menschen erziehen zu lassen. Brunos Pflegevater hatte redlich und gewissenhaft die Erziehung des anvertrauten Knaben vollendet, und Siegfried nahm ihn unter seine Dienstleute auf.

Bruno hatte viel Verstand, aber wenig Herz. Er hatte ein feuriges Temperament und leidenschaftliches Gemüth, besaß viele nützliche Kenntnisse, aber nur wenige Tugenden. Die Schuld lag nicht an seinem Pflegevater, daß sein Herz nicht reicher an Tugenden geworden war; denn Bruno war als Knabe schon ein Heuchler, und blieb es auch als Jüngling und Mann. Aus Ehrgeiz suchte er sich überall einzuschmeicheln, und es war ihm durch seine Verstellungskunst auch bald gelungen, sich die Gunst des gutmüthigen Ritters Siegfried im hohen Maaße zu erwerben. Und so war er von Stufe zu Stufe gestiegen. Zuerst war er nach dem Tode seines Pflegevaters Förster und Jägermeister, und dann endlich Burgvogt geworden. Weiter konnte sein Ehrgeiz nicht streben. Gegen seine Untergebenen war er stolz und gebieterisch, und manchmal beim Ausbruch des Zorns hart und grausam. Dabei aber war er so klug und schlau,

daß er vor seinem Herrn nie anders, als im Gewande der Demuth und Bescheidenheit erschien, so daß der betrogene Ritter wähnte, er habe in seiner ganzen Dienerschaft keinen Mann, der ihm so treu ergeben und unterthänig wäre, wie Bruno, der Burgvogt. Und doch war er von Allem das Gegentheil.

Noch zur Lebzeit seines Pflegevaters hatte er dessen einzige Tochter, Anna mit Namen, zur Gattin erhalten. Anna war ein eingezogenes, tugendhaftes und in jeder Hinsicht vortreffliches Weib. Von den Kindsjahren an hatte sie ihren guten Vater zärtlich geliebt, und verharrte in dieser kindlichen Liebe gegen ihn bis zur lezten Stunde seines Lebens. Er nannte sie daher oft seine Freude und seinen Trost.

„Bruno!“ sprach dieser zu seinem Pflegesohn; „sieh'! ich übergebe dir meine Anna, mein einziges Kind, mein köstlichstes Kleinod auf Erden, zu deinem Eigenthum. Achte und liebe sie, und sei ihr ein guter und treuer Gatte. Die Aussteuer meiner theuern Anna ist zwar nicht glänzend, aber ihr gutes, edles Herz ist ein Brautschatz, der alle übrigen Schätze der Erde weit überwiegt. Meine Anna kann und wird dich glücklich machen, o, daß weiß ich ganz gewiß. Aber Bruno, mein Sohn! mache auch du sie glücklich.“ —

So sprach der alte Vater, und Bruno, der Heuchler, versprach dessen Willen heilig zu erfüllen, und seine Anna zum glücklichsten Weibe von der Welt zu machen. Der Vater überlebte die Verehlichung seiner Kinder nur um einige Monate; er segnete sie noch einmal, und starb. Und mit dem Vater war

der guten Anna Alles gestorben, Alles dahin; ihr Trost, ihre Freude und ihr ganzes Glück. Denn bald nach dem Tode des Vaters, trat der Wolf aus dem Schafspelze hervor, und Bruno, der Heuchler, wurde der Qualgeist und Tyrann seiner armen Gattin. Umsonst erinnerte die unglückliche Anna ihren Gatten an die Worte des verstorbenen Vaters und an seine eigenen Betheuerungen; vergebens waren ihre Bitten und Thränen, derer Bruno nur spottete, und zu spät bereute sie die Verbindung mit einem Manne, der sie nun, wie eine Sklavin, behandelte. Ach, wem, sollte die Unglückliche ihr Elend klagen, bei wem Schutz und Hülfe suchen? Vater und Mutter waren todt, die Base, ihre einzige Anverwandte, war zu weit entfernt, auch die gute Burgfrau ruhte schon etliche Jahre im Grabe, und Ritter Siegfried war zu schwach, als daß er gegen Bruno, der sich nur zu sehr in seine Gunst eingeschmeichelt hatte, mit Ernst und Strenge eingeschritten wäre. Anfangs hatte die arme Anna gegen die Mißhandlungen ihres Mannes hie und da den Burgherrn um Schutz angefleht; aber der Erfolg waren nur neue und größere Mißhandlungen von Seiten des grausamen Bruno. Später klagte sie also Niemanden mehr, als unter stillen Seufzern und Thränen ihrem lieben Gott, der in ihrem Elend noch ihre einzige Zuflucht, ihr einziger Tröster und Helfer war.

Zu ihrem Troste schenkte ihr Gott ein Kind, das ein liebliches Mädchen, das treue Ebenbild der Mutter war, und in der heil. Taufe den Namen „Anna“ erhielt. In der zärtlichen Pflege und gewissenhaften Erziehung des Kindes, wie auch in der kindlichen Ge-

genliebe desselben, fand die unglückliche Anna eine reiche Trostquelle in den Stunden der Trübsal. Doch aber fand sie in Nichts mehr Trost, als im Gebete, worin sie mit Geduld und Gottergebenheit dem lieben Heilande ihre täglichen Leiden aufopferte.

Als das Kind älter und verständiger geworden war, diente es wohl über hundert Mal zur Vermittlung zwischen Vater und Mutter. Wenn der Vater im Zorne, oder übelgelaunt ins Zimmer trat, und die gute Mutter, die mit keiner Silbe ihn beleidigt hatte, beschimpfte und sie zu mißhandeln drohte; da trat das gute Mädchen mit Bitten und Thränen zwischen sie, und flehte mit aufgehobenen Händchen so lange, bis sich der harte Vater erweichen ließ, und für dießmal der guten Mutter schonte.

In den ersten Jahren hatte dieß Mittel manchmal geholfen; aber später, wo ihm die Tochter gleichgiltiger geworden, hatte es nicht selten den entgegengesetzten Erfolg; denn Mutter und Tochter wurden zugleich beschimpft und mißhandelt. Und dennoch hörten Beide nicht auf, den grausamen Mann zu lieben, täglich für ihn zu beten, und bei jeder Gelegenheit ihm Freude zu machen. Aber jede Freude belohnte der gefühllose Mann mit zehn Beleidigungen, ohne nur ein Mal darüber Reue zu fühlen.

Endlich aber nahm die Sache eine andere Wendung. Der alte Siegfried starb, und sein Sohn Dagobert übernahm die Herrschaft. Er nahm das tugendhafte Fräulein Bertha zur Gattin, und in ihr erhielten Anna und ihre Tochter einen tröstenden und hilfreichen Engel.

Es fehlte zwar dem schlauen Bruno nicht, sich durch Heucheln, Kriechen und Schmeicheln auch die Gunst des neuen Herrn zu erwerben. Denselben Versuch machte er auch bei Bertha; aber bei ihr gelang es ihm nicht. Ihr Scharfblick hatte den Heuchler bald durchschaut, sie hielt ihn für einen falschen, bösartigen Menschen, und schon nach wenigen Wochen war sie durch sein Betragen augenscheinlich überzeugt, wie richtig sie diesen Menschen beurtheilt habe.

Schon in den ersten Wochen ihres Aufenthalts auf der Eisenburg wurde sie zufälliger Weise in Bruno's Wohnung Augenzeuge einer empörenden Szene. Bruno, in Wuth entflammt, schlug mit der Hundspeitsche so grausam auf Anna und ihre Tochter ein, daß beider Gesicht und Hände voll Schwielen und Blutstriemen waren, und beide jämmerlich schrieen und um Erbarmen flehten.

„Halt inne du, Wüthrich!“ rief Bertha mit Entsetzen, indem sie plötzlich dazwischen trat. „Darf man auf unsrer friedlichen Burg die Menschen so grausam mißhandeln? Soll hier Niemand die Unschuld gegen einen Tyrannen schützen? Wenn es Niemand thun will, so werde ich es thun. Ja so lange ich diese Burg bewohne, soll so Etwas nicht mehr geschehen.“ — Nach diesen Worten des tiefsten Unwillens nahm Bertha die beiden Unglücklichen mitleidsvoll bei der Hand, und entfernte sich mit ihnen; indem sie dem grausamen Bruno noch einen verächtlichen Blick zuwarf. Dieser Blick verfehlte seine Wirkung nicht, die aber eine ganz entgegengesetzte war. Ja, Berthas Blick drang, wie ein Dolchstich, in Bruno's böses Herz, und

erzeugte darin wider ihren Willen den ersten Keim der Rache, deren trauriges Opfer sie, ihr Gatte und Kind geworden sind.

Bertha hatte die Unglücklichen auf der Stelle zu Dagobert geführt, damit er die Sache untersuche, und der Unschuld Gerechtigkeit und Schutz gewähre. Und dann nahm sie dieselben auf ihr Gemach, und wusch ihnen selbst die Wunden aus. Berthas Liebe, Mitleid und Theilnahme rührten die Unglücklichen zu Thränen des Dankes und der Freude.

„Von nun an werdet ihr an mir eine Freundin und Beschützerin haben«, sprach Bertha freundlich zu ihnen, und lud sie ein, sie täglich, ja recht oft zu besuchen. Sie sprach alsdann noch über Mancherlei mit ihnen, flößte ihnen Muth und Trost ein, und entließ sie mit der nochmaligen Versicherung ihres Schutzes und ihrer Freundschaft.

Noch denselben Tag hatte Dagobert die Sache untersucht, die sich so verhielt, wie folgt. Bruno, der auch als Burgvogt noch immer ein Jagdliebhaber war und sich daher etliche Jagdhunde hielt, wollte einen jungen Hund zur Jagd dressiren. Er war ihm ein strenger, fast grausamer Lehrer. Der arme Hund war die meiste Zeit angebunden, mußte oft und lange Hunger leiden, und bekam die meiste Zeit statt Futter nur Schläge. Als er eines Tages den Hund wieder unbarmherzig schlug, baten ihn seine Gattin und Tochter mit innigstem Mitleid, daß er doch das arme Thierlein nicht so quälen möge. Aber Bruno drohte ihnen selbst mit der Peitsche, und fuhr fort, den armen Hund so lange zu peitschen, bis er wie ein Wurm

ihm zu den Füßen kroch, und ihm sklavisch die Schuhe leckte. Aber wie der mißhandelte Sklav Gelegenheit zu seiner Befreiung sucht, so that auch dieser mißhandelte Jagdhund. Als sein grausamer Herr entfernt war, gelang es ihm, den Strick, womit er angebunden war, abzubeißen, und er suchte die Freiheit. Bald darauf vermißte Bruno den Hund, und, ohne die Sache lange zu untersuchen, beschuldigte er seine Gattin und Tochter, daß sie den Hund losgelassen und ihm die Freiheit gegeben hätten. Und sogleich ergriff er im Zorne die Hundspeitsche, ging auf die Unschuldigen los, und hätte sie noch länger mißhandelt, wenn nicht Bertha, wie ein rettender Engel, dazwischen gekommen wäre. Diesen Hergang der Sache bestätigten mehrere glaubwürdige Zeugen.

Ritter Dagobert war über Bruno's Grausamkeit sehr empört, und drohte ihm nebst einem strengen Verweise, mit der Entsetzung seines Amtes und mit gänzlicher Entlassung aus seinem Dienste.

»Bruno!« sprach der Ritter mit strenger Miene, »habt Ihr denn schon vergessen, wem Ihr nächst Gott zu verdanken habt, was Ihr jetzt seyd? War es nicht mein seliger Vater, der Euch, als Ihr eine arme Waise geworden, der Dürftigkeit und dem Elende entriß? War es nicht der selige Vater Eurer Gattin, der Euch mit wahrhaft väterlicher Liebe und Milde erzog? Ist das nun der Dank, den Ihr dem seligen Pflegevater schuldig seid, daß Ihr seine einzige Tochter, die er Euch mit allem Vertrauen zur Gattin gab, als ein grausamer Tyrann wie eine Sklavin mißhandelt, und sogar im Herzen Eures einzigen Kindes alle kind-

liche Liebe und jede Tugend im Keime zu ersticken sucht? Hat der edle Pflegevater, hat die sanftmüthige Anna das um Euch verdient? Bruno! ich warne Euch, nehmet Euch in Acht; denn soferne Ihr der Gattin, oder der Tochter nur die mindeste Beleidigung, oder Mißhandlung zufügt; so sei Euch aufgekündigt.« Und hierauf entließ er den Heuchler, der unter Krokodillen-Thränen seinen Herrn um Verzeihung bat und ihm Besserung versprach.

Es hatte auch wirklich den Anschein, als wolle Bruno sich bessern; denn lange Zeit behandelte er Gattin und Tochter recht leidentlich. Diese freuten sich von Herzen, und dankten Gott und ihrer gütigen Herrschaft recht oft für ihre bessere Lage. Aber leider war es Bruno mit seiner Besserung nicht Ernst gewesen; nur aus Furcht, sein Amt zu verlieren, hatte er bisher seine Leidenschaften gezügelt. Bald aber siegten seine heftigen Leidenschaften über seine Klugheit, und er mißhandelte einmal im heftigen Ausbruch des Zorns seine arme Gattin so sehr, daß sie an den Folgen dieser Mißhandlung lange Zeit kränkelte, aber endlich ihrer Last unterlag, und wie eine geduldige Märtyrin starb.

Den Schmerz und die Trauer der Tochter, welche mit unbegränzter Liebe an ihrer Mutter hing, vermag meine Feder nicht zu schildern. Selbst auch die Herrschaft betrauerte die Verblichene mit aufrichtigen Thränen. Aber so groß ihr Leid über Anna's Tod, eben so groß war auch ihr gerechter Unwille gegen den lasterhaften Bruno. Und nun wurde die Drohung an ihm erfüllt, und er verlor sein Amt. Bruno's Be-

stürzung war unbeschreiblich groß. Er hätte auf der Stelle die Burg verlassen müssen, wenn nicht Anna, seine vortreffliche Tochter, bei der Herrschaft für ihn gebeten hätte. Der Ritter, welcher übrigens seinen Burgvogt, der sonst sehr geschickt und brauchbar und ein ausgezeichneter Jäger war, doch ungerne verloren hätte, wollte die Großmuth und kindliche Liebe des Mädchens belohnen, und bestrafte den Burgvogt nur mit dem Verluste seines Amtes; behielt ihn auf der Burg und machte ihn wieder zu einem Förster und Jäger, was er schon vor mehr als zwölf Jahren gewesen war.

Obwohl Bruno diesen immer noch glücklichen Ausgang hauptsächlich der Fürsprache seiner Tochter, welche auch die gütige Burgfrau durch ihr kräftiges Fürwort unterstützte, zu verdanken hatte; so ließ er doch weder durch eine Miene, noch durch ein Wort, noch durch irgend eine Handlung merken, daß er es nur im Mindesten anerkenne. Er zeigte im Gegentheil von jener Stunde an gegen das gute Mädchen noch eine größere Abneigung, als zuvor. Und als die Burgfrau das arme Mädchen für immer zu sich nahm, um es den täglichen Mißhandlungen seines harten Vaters zu entziehen; so schien dieser dessen recht froh zu sein. Und zum Danke für das Glück seiner Tochter fluchte er im Stillen der wohlthätigen Burgfrau, und schwur ihr Rache, eine schreckliche Rache. Denn seit der Zeit, wo diese gleich einem rettenden Engel, die mißhandelte Gattin und Tochter zum ersten Male in Schutz nahm, trug er gegen sie einen unversöhnlichen Haß in seiner Brust. Und bei jedem neuen Schutz, den die Edle den

Unglücklichen gewährte, gewann der Haß in Bruno's Brust an Stärke.

»Ich will sie verderben, die Schlange!« sprach der Bösewicht damals bei sich, als er mit Recht seines Amtes entsetzt worden war. »Ja ich will sie zu Grunde richten, und mit ihr auch ihren schwachen Mann. Es ist der Schlange gelungen, mich zu stürzen; aber auch sie soll gestürzt werden, und ihr Sturz, in den sie auch ihren schönen Ritter mit sich hinabziehen wird, soll schrecklich sein. Denn für die Demüthigung, für die Schande, die sie mir bereitet, soll meinem tiefgekränkten Herzen noch einmal eine süße Rache werden.«

So sprach bei sich der Bösewicht, und seine finstere Seele sann auf einen Racheplan. Er sann lange hin und her, und endlich rief er aus: »ja, so muß es sein, so wird mir die Rache gelingen! Der Ritter, dessen schwächste Seite ich wohl kenne, muß auf seine Gattin eifersüchtig werden; ja eifersüchtig bis zum Rasendwerden. Die Schlange muß in seinem Auge als eine Verbrecherin erscheinen, und er sie entweder der öffentlichen Schande, oder dem Tode überliefern. Gelingt mir dieß; dann sind Beide vernichtet. Sie stirbt in Schande, und er wird mit zerrissenem Herzen ein elendes und qualvolles Leben mit durch die Welt schleppen. Und ich will dann der süßen Rache mich freuen.«

Diesen wahrhaft teuflischen Plan begann nun der gottlose Bruno mit größter List und Schlauheit auszuführen. Er ging langsam und vorsichtig zu Werke, hatte viele, fast unübersteigliche Hindernisse zu besiegen, unter denen Dagoberts Tugend das größte war.

Da er aber dessen Leidenschaftlichkeit kannte; so hoffte er auch mit der Zeit noch dieß letzte und größte Hinderniß besiegen zu können. Und ehe zwei Jahre vorüber waren, hatte der Böſewicht seinen ruchlosen Plan schon ganz nach Wunsch ausgeführt.

Da uns schon Brunos gottloser Plan mit Abscheu und Entsetzen erfüllt; so will ich die listige Ausführung desselben nicht ausführlich schildern, sondern nur mit wenigen Worten bemerken, was Schreckliches ihm gelungen ist.

Mit Hilfe eines gewissenlosen Dieners des Ritters Kuno von Weißenfels, eines tapfern und biedern Mannes, war es ihm allmählig gelungen, die frühere Eifersucht des Ritters Dagobert, die in dessen Brust, wie eine giftige Schlange im Grase, noch schlummerte, wieder aufzuwecken, und durch immer frische Nahrung immer heftiger und heftiger zu machen, bis endlich das Feuer im Busen zur verheerenden Flamme aufloderte. Davon, wie Dagoberts Tugend im Stillen manchen heißen Kampf gekämpft, und wieviel die fromme und unschuldige Bertha insgeheim gelitten, will ich weiter Nichts erwähnen, nur noch beifügen, daß es dem gottlosen Bruno endlich gelungen ist, Dagobert und Bertha für immer zu trennen. Dagobert hielt seine Gattin, die ihm vor einigen Wochen einen lieblichen Knaben geboren, für untreu, für eine Verbrecherin, und den Ritter Kuno von Weißenfels, der Dagoberts stets willkommener Hausfreund gewesen, für den Mitverbrecher.

Zweites Kapitel.

Die Unschuld wird zum schrecklichen Tode verurtheilt.

In dieser unheilvollen Zeit saß Bertha eines Tages — es war im Wonnemonat — sehr traurig in ihrem Schlafgemache, und sah voll Wehmuth und mit thränenden Augen der Anna zu, welche den holden Wunibald, der ungefähr drei Monate alt war, in ein schneeweißes Hemdchen und rosenrothes Röckchen kleidete. Nun war das Knäblein schön geschmückt, und Anna trug es der zärtlichen Mutter auf den Schooß. Das Kind lächelte, wie ein holder Engel, auf dem Schooße der Mutter, und Anna tändelte mit ihm und liebkoste es gar herzlich. Die Mutter aber drückte das Kind an ihre Brust, seufzte tief und sprach: „ach! nun sind es schon zwei Tage, daß Dagobert mich nicht mehr besuchte, und er weiß es doch, daß Kränklichkeit mich hindert, ihn selbst aufzusuchen. Nicht einmal das liebe Kind zieht ihn an, und doch war es vor Jahren der Gegenstand seiner heißesten Wünsche.“ Hier schwieg sie, preßte die Lippen zusammen, und ein Seufzer entstieg ihrer schmerzvollen Brust. Denn sie wollte vor Anna die furchtbare Ahnung, die schon geraume Zeit ihr Herz beängstigte, nicht nennen, und wollte aus Schonung des Mädchens Vater nicht anklagen als den Urheber ihres geheimen Kummers und Grams. Denn sie hatte schon längst bemerkt, was für einen mächtigen und schädlichen Einfluß der schlaue Bruno auf das Gemüth ihres

Gatten übe, und die große Aenderung, die mit Dagobert vorgegangen, ließ sie das Aergste befürchten. Die Gleichgültigkeit, mit der er sie schon lange Zeit vor der Geburt ihres Kindes behandelte, die trüben Wolken auf seiner Stirne, der Kampf in seiner Brust, wie seine erzwungenen Höflichkeiten, die sie recht wohl zu deuten wußte, ließen sie leicht errathen, was für eine unheilvolle Aenderung in dem Herzen ihres Gatten, dem sie mit unbegränzter Liebe ergeben war, vorgegangen sei. Ja sie war fest überzeugt, daß er eifersüchtig sei, und zwar mit einer Heftigkeit, die sie nur Unheil, eine schreckliche Zukunft, befürchten ließ. Sie wollte, um wie möglich das Unheil zu verhüten, mit ihrem Gatten oft darüber sprechen; aber er wich ihren Fragen immer aus, und so wurde auch noch das letzte und einzige Mittel zu ihrer Rettung verschmäht. Die gute Bertha war grenzenlos unglücklich, und nur mit Schauder und Entsetzen sah sie in die Zukunft, die ihr unsäglichen Jammer prophezeite. Sie weinte oft im Stillen, und betete viel und mit Inbrunst des Herzens; denn von woher, als von Gott, sollte sie in ihrer unglücklichen Lage noch Hilfe und Rettung erwarten? —

»Anna!« sprach die Unglückliche nach einigen gedankenvollen Minuten zu dem Mädchen, das bisher in ihrer Nähe geblieben war, um ihre Befehle zu erwarten, „Anna! du wolltest gestern Nachmittags in unsern Park gehen, um mir dort Erdbeeren zu pflücken; weil du weißt wie gerne ich sie esse. Aber ich konnte dich, liebe Anna, damals nicht dahin gehen lassen, weil du um des Kindes willen hier unentbehr

lich warst. Heute, mein liebes Kind, ja in diesem Augenblick schon, erlaube ich dir, in den Park zu gehen, wenn du noch Lust hast, mir Erdbeeren zu pflücken.«

»O, mit dem größten Vergnügen, beste gnädige Frau! Das Wetter ist so hübsch, es ist ein warmer, lieblicher Maitag, ich hoffe in einer Stunde schon Sie mit den schönsten Erdbeeren erfreuen zu können.« So sprach das gefällige Mädchen, nahm vom Nähtische ein Körbchen, und eilte davon.

»Das gute, engelgute Mädchen«, sprach Bertha bei sich, als Anna sich entfernt hatte, »ging mir durch's Feuer, wenn ich es verlangte, und sein Vater — ach, es zittert mir das Herz, so oft ich nur seinen Namen nenne — sein gottloser Vater sinnt Tag und Nacht darauf, Jene zu verderben, deren Brod er ißt. Aber was kann das gute Mädchen dafür?« —

Anna war hurtig, wie ein junges Reh, durch das hintere Pförtchen dem Park zugeeilt, ohne von Jemanden bemerkt worden zu sein. Sie war so glücklich, bald einen Platz zu finden, der mit reifen Erdbeeren wie ganz übersäet war. Freudig und hurtig begann sie die reifsten Beeren in ihr Körbchen zu pflücken.

»Ach, Gott!« sprach das gute Mädchen bei sich, »könnten doch diese Erdbeeren meiner besten Wohlthäterin die Gesundheit und den frühern Frohsinn wieder geben, wie gerne wollte ich wohl zehnmal des Tages den Park durchstreifen, um für sie reife Beeren zu pflücken! Aber ach!« seufzt sie, »für die

Krankheit der lieben gnädigen Frau wächst in der ganzen Welt keine Beere und kein Heilkraut.“ Denn die fünfzehnjährige Anna wußte gar wohl, worin die Krankheit der gnädigen Frau bestand. „Ich kenne wohl einen Arzt, der ihr bald helfen könnte«, fuhr sie in ihrem Selbstgespräche fort — sie meinte den gnädigen Herrn —; „aber ach, mein Vater! mein . . . . “, da stockte ihre Rede, und es überfiel sie plötzlich eine unerklärliche Angst. So furchtlos sie sonst auch war, so wollte es ihr hier doch recht unheimlich werden. Um die Angst aus ihrem Herzen zu vertreiben, begann sie folgende fromme Strophe zu singen, die sie schon als Kind von ihrer Mutter gelernt und oft mit ihr gesungen hatte. Aber sie sang nur mit sehr leiser Stimme.

Auf dich, o Gott der Güte,
Hofft freudig mein Gemüthe,
    Drum bin ich guten Muthes;
Will ohne Furcht und Grauen
Dir, Mächtiger, vertrauen;
    Du bist mein sich'rer Schutz.

Die gute Anna begann dieselbe Strophe zum zweiten- und endlich zum dritten Male zu singen, und doch wollte diesmal die Angst nicht aus der Seele weichen. Es war ihr nicht anders zu Muthe, als stehe ihr heute noch ein großes Unglück bevor. Sie begann recht herzlich zu beten, pflückte immer hurtiger und hurtiger, um ja recht bald ihr Körbchen mit Erdbeeren voll angefüllt zu sehen.

„Nun endlich ist das Körbchen voll!“ rief das Mädchen freudig aus, und machte sich eilends davon.

Kaum aber mochte es zweihundert Schritte weit gegangen sein, als es plötzlich in sich zusammenschauernd stehen blieb. Was hatte denn dem guten Mädchen einen so plötzlichen Schrecken eingejagt, daß es wie angewurzelt auf dem Wege stehen blieb? War es ein Räuber, oder ein wildes Thier? Nein, es war sein Vater, den es in nicht gar weiter Ferne mitten auf dem Wege erblickte, den es gehen mußte. Und wäre es wirklich ein Räuber, oder ein wildes Thier gewesen; so hätte sein Schrecken nicht größer sein können; denn es fürchtete sich vor keinem Menschen in der ganzen Welt mehr, als vor seinem Vater. Das Zusammentreffen in diesem einsamen Walde wäre daher der guten Anna das Aergste gewesen, was ihr hier nur hätte begegnen können.

Zum Glück nahm sie gewahr, daß der Vater sie noch nicht bemerkt haben könne; weil er beide Hände auf die Armbrust gestützt starr vor sich hin auf den Boden sah. Sogleich faßte sie den Entschluß, sich im Gebüsche zu verbergen, bis er vor ihr vorübergegangen, oder sich nach einer andern Seite hin entfernt haben würde. Dicht neben ihr war eine Laube und darin ein steinerner Sitz zur Ruhestätte angebracht. Plötzlich machte sie einen Seitensprung, und verbarg sich in das dichteste Gebüsch hinter der Laube. Sie war erst wenige Minuten in ihrem Versteck, als sie auf einmal Fußtritte und rauhe Männerstimmen vernahm, die ihr immer näher und näher kamen. Mit jedem Augenblicke stieg ihre Angst höher, und wie groß war ihr Schrecken, als sie nur wenige Schritte von ihr drei Männer erblickte, in denen sie sogleich ihren

Vater, den gnädigen Herrn und den Diener des Ritters von Weißenfels erkannte! Ihr Gespräch war leise, aber schauerlich mit Flüchen, Scheltworten und Verwünschungen untermischt. Anna hörte in ihrem Versteck mehrmals die Namen der gnädigen Frau und des Ritters von Weißenfels nennen. Sie wünschte Nichts sehnlicher, als daß sie bald vorüber, und recht weit von ihr entfernt wären. Denn sie war der Meinung, sie seien im Begriff, auf die Jagd zu gehen. Aber wie groß war ihr Schrecken, als die drei Männer in der Laube auf der steinernen Bank sich niedersetzten und über Dinge sprachen, wobei der armen Anna, die wider ihren Willen, aber auf göttliche Fügung, Zeuge davon geworden, vor Entsetzen beinahe das Blut in den Adern stockte, und Angst und Schrecken sie einer Ohnmacht nahe brachten! Das schaudervolle Gespräch lautete also:

Dagobert. Wir sind also hier sicher, von keinem ungebetenen Zeugen belauscht zu werden?

Bruno. Ganz sicher, gnädiger Herr! denn schon vor einer halben Stunde war ich hier, und habe die ganze nächste Umgebung durchgespäht, aber nicht ein lebendiges Wesen wahrgenommen.

Dagobert. Gut! Der Zweck unsrer Zusammenkunft an diesem Orte ist euch bekannt; nun denn sogleich zur Sache! Aber merket es euch: Wahrheit, Gewißheit will ich haben. Die Wahrheit eurer Aussage müsset ihr mit einem heiligen Eide versiegeln. Könnet ihr das?

Bruno und Benno. Ja, gnädiger Herr, das können wir.

Dagobert. So kniee denn nieder, Benno, unter dem freien Himmel, und beschwöre mir mit aufgehobenem Finger vor Gott, dem Allwissenden und Allgegenwärtigen, Alles, was ich dich nun fragen werde.

Kannst du beschwören, daß du volle Ueberzeugung habest von der Untreue meiner Gattin und dem Frevel deines Herrn, des Ritters von Weißenfels?

Benno. Ich beschwöre es.

Dagobert. Kannst du ferner beschwören, daß du geheimer Ohrenzeuge warst, als dein Herr dem Ritter Oswald von Löwenstein das unverschämte Bekenntniß machte, daß er der Vater meines Kindes, und ich der betrogene Dummkopf sei?

Benno. Ich beschwöre es.

Dagobert. Großer Gott! nun wäre also das Verbrechen meiner Gattin durch einen heiligen Eid bewiesen. Jene, die mir Jahre lang, bis auf den heutigen Tag, Liebe und Treue geheuchelt, und die ich so innig, so unbegrenzt entgegen liebte, hat mich also so schrecklich hintergangen, mich verrathen und zum Gespötte der ganzen Ritterschaft gemacht. Sie soll es aber büßen, die Schlange! Ich selbst will ihr das Urtheil fällen. Ja sie muß, das schwöre ich vor Gott, sie muß heute Nacht noch sterben, und ihr Kind mit ihr!« —

Als die arme Anna dieß schreckliche Todesurtheil vernahm, war es ihr nicht anders zu Muthe, als hätte sie plötzlich der Schlag berührt. Es wurde ihr schwarz vor den Augen, es zitterten alle Glieder an ihrem Leibe, und sie war einer Ohnmacht nahe. Die eigene Todesangst hatte ihr die Zunge gelähmt; denn

sonst hätte sie vor Entsetzen laut aufgeschrieen, und sich dadurch verrathen. Aber davor hatte sie Gott bewahrt.

Dagobert. Ihr habt nun das Todesurtheil aus meinem Munde vernommen; aber weh' euch, wenn es ein falsches ist! Ja weh' euch, wenn ihr mich betrogen! weh' euch wenn ihr durch Lüge und Meineid mich zum Mörder der Unschuld, zum Mörder meines eigenen Weibes und Kindes gemacht! —

Bei diesen letzten Worten zitterte Dagoberts Stimme, und eine Thräne trat in sein Auge.

Benno. Ihr kränket mich, Herr Ritter! ich habe keine Lüge, nur die Wahrheit beschworen.

Bruno. Und ich darf und will die Wahrhaftigkeit meines Freundes mit einem heiligen Eide bezeugen. Oder glaubet Ihr, gnädiger Herr! daß wir einen heiligen Eid betrachten, wie ein Kind sein Spielzeug?

Dagobert. Wer dieß thun könnte, wäre in meinen Augen ein verruchter Bösewicht.

Bruno. Und dafür haltet Ihr mich und Benno?

Dagobert. Nein! verzeihet es mir, daß ich einen Augenblick an eurer Wahrhaftigkeit zweifelte. Dieser Zweifel war noch der letzte Funke meines Glaubens an Berthas Tugend. Nun aber weg mit diesem Zweifel, weg mit dieser Thräne, welche die falsche Schlange wahrlich nicht verdient.

Und nun bekräftigte der leichtgläubige, schwache und leidenschaftliche Ritter nochmals das Todesurtheil der Unschuld. Und Bruno, der verruchte Bösewicht, feierte im Herzen einen Triumph, wie er

nur in der Hölle gefeiert werden kann. Anna aber betete und weinte im Stillen.

Bruno. Wie, gnädiger Herr! habe ich recht gehört? Sagtet Ihr nicht so eben, die gnädige Frau müsse mit ihrem Kinde diese Nacht noch sterben?

Dagobert. Ja, das habe ich gesagt.

Bruno. Ihr habt aber weder die Todesart bestimmt, noch Jene genannt, welche das traurige Geschäft übernehmen, und den Unglücklichen den Tod geben müssen.

Dagobert. Ach, der Kopf ist mir so voll und das Herz so schwer, daß ich keinen andern Gedanken mehr fassen kann, als den meiner tiefsten Kränkung und meines grenzenlosen Unglücks. Die Wahl der Todesart, wie die Vollstreckung derselben, überlasse ich dir, Bruno, und deinem Freunde Benno. Aber es muß diese Nacht noch und mit der äußersten Vorsicht geschehen.

Bruno. Gnädiger Herr! Ihr habt uns ein schweres, sehr schweres Amt übertragen. Den Scharfrichter machen, ist ein saures und undankbares Geschäft. Aber um Euch zu dienen, gnädiger Herr, ist mir kein Geschäft zu sauer und zu schwer. Da Ihr mir gnädigst überlassen habt, die Todesart zu bestimmen, und es mir unmöglich ist, mit eigener Hand Blut zu vergießen, so schlage ich folgende vor. Ihr werdet Euch, gnädiger Herr, des schwarzen alten Thurmes erinnern, der ungefähr drei Stunden von hier, an der Grenze Ihres Gebietes steht, und von alten Zeiten her nur „der Hungerthurm“ genannt wird. Wie man sagt, sollen ihn die Heiden

erbaut, und bisher schon mancher arme Sünder darin sein verdientes Grab gefunden haben. Wie sehr dieser Thurm von Jedermann gefürchtet und geflohen wird, habt Ihr schon oft selbst gehört. Ich meine nun, es wäre das Klügste und auch das Leichteste, wenn wir die gnädige Frau mit ihrem Kinde in diesen Thurm einsperren, und sie so dem Schicksale überlassen würden. Es würde sie dann der Hunger tödten, und wir doch kein Blut vergießen. Man müßte Jedermann glauben machen, Ihr wäret schnell mit der gnädigen Frau und ihrem Kinde abgereist, dieselben aber wären auf der Reise gestorben, und so wäre dann die wahre Todesart derselben in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Was saget Ihr dazu, gnädiger Herr?

Dagobert. Ist mir schon recht.

Bruno. Im Hungerthurme genießt die arme Sünderin noch der Wohlthat, daß sie ihre Sünden erkennen und sich vor dem Tode noch zu Gott bekehren kann. Da wird es sich dann zeigen, ob sie schuldig, oder unschuldig ist. Denn wäre sie unschuldig; so könnte ja Gott einen Engel schicken, der sie mit ihrem Kind retten würde. Aber das wird wohl nicht geschehen.

Bei diesen letzten Worten ihres unnatürlichen Vaters schöpfte die gute Anna wieder frischen Athem und lebte wieder von Neuem auf. Wohl zehnmal wiederholte sie im Herzen die Worte: „Gott wird dann einen Engel schicken, der sie und ihr Kind retten wird.“ — „Ja, Gottes Engel wird sie retten;

denn die liebe gnädige Frau ist so schuldlos und engelrein, wie ihr unschuldiges Kind.« —

Dagobert. So wäre denn das Eine geschehen, und das Schwerste noch zu thun. Das Urtheil ist gefällt und schon das Grab bestimmt; nur Ihr noch habt das Eurige zu thun. Um eurer Verschwiegenheit versichert zu sein, verlange ich auch hierüber einen heiligen Eid von euch. So knieet denn nieder und schwöret.

Bruno und Benno. Wir schwören vor Gott, dem Allwissenden, ewige Verschwiegenheit.

Hierauf erhoben sie sich von den Knieen, und kehrten mit Dagobert auf die Burg zurück.

Nicht so schnell aber, wie diese furchtbaren Männer, konnte sich die arme Anna in ihrem Verstecke von der Erde erheben, auf welcher sie während der schrecklichen Unterredung, die ihr eine Ewigkeit zu dauern schien, in Todesangst an allen Gliedern zitternd, auf den Knieen lag. Sie wollte beten; aber der Schrecken hatte ihren Geist so verwirrt, daß sie in diesem Augenblicke unmöglich ihre Gedanken ordnen und in passenden Worten ausdrücken konnte. Aber Gott, der Allwissende, der in ihrem frommen Herzen las, wie ein Mensch in einem offenen Buche, kannte ihre heißen Wünsche, hörte ihr inbrünstiges Flehen, bevor nur ein Wort von ihren Lippen floß. Endlich, als die Männer des Schreckens schon weit von ihr entfernt waren und sie wieder frischen Athem schöpfte, brach sie in lautes Weinen aus, und kroch wieder aus ihrem Verstecke hervor. Erst jetzt, unter freiem Himmel, im Anblick der lieblichen Sonne, gewann ihre reine Seele

die rechte Fassung wieder. Mit starkem Glauben und lebendigem Vertrauen beseelt, sank sie auf die Kniee nieder, hob ihre gefalteten Hände und thränenvollen Augen gen Himmel, und flehte mit Inbrunst des Herzens, auf derselben Stelle, wo so eben die ruchlosen Männer unter falschem Eidschwur die Unschuld zum Tode verdammten, für deren Rettung.

„Ach, gütiger Gott, barmherziger Heiland!“ rief sie flehend aus, „erbarme Dich der Unglücklichen, nimm Dich der Unschuld an! O, Du, Der Du Alles weißt, kennst die Unschuld meiner Wohlthäterin, Du, Der Du Alles vermagst, kannst sie sammt ihrem engelreinen Kinde retten. Gütigster Vater im im Himmel, bester Heiland! eile den Schuldlosen zu Hülfe und rette sie! Vereitle den ruchlosen Plan ihrer bestimmten Mörder, und laß sie erfahren, was für ein mächtiger Beschützer der Unschuld Du bist! Und ach!“ — da floßen häufiger ihre Thränen — „ach, mein bester Heiland! laß nicht zu, daß mein Vater der Mörder schuldloser Menschen, und der Zerstörer des Glücks einer Familie werde, welcher er sein eigenes Glück, und wir, meine selige Mutter und ich, so viele Wohlthaten zu verdanken haben. Nein! allmächtiger Gott! Du kannst und wirst ein Verbrechen verhüten, das den Unschuldigen das Leben rauben, und die Schuldigen in's ewige Verderben stürzen würde. Ach, die Gefahr ist nah und groß; aber wo die Gefahr am größten, da ist auch Deine Hülfe am nächsten. O, hilf, hilf, mein Gott! denn nur Du kannst hier noch helfen.“

Hierauf flehte sie auch mit zunehmendem Ver-

trauen die göttliche Mutter, ja alle Heiligen und Engel um ihre Fürbitte an, und mit jedem Augenblicke wurde ihre Angst minder, und ihr das Herz leichter.

„Der liebe Gott", sprach sie, als sie sich nach ihrem vertrauensvollen Gebete wieder von den Knieen erhoben, „scheint die Rettung der Unschuld schon beschlossen zu haben, bevor ich das schreckliche Geheimniß erfuhr, und ich zu Ihm um Hülfe flehte. Ja, Gott hat es so gefügt, daß mich die gnädige Frau nicht gestern, sondern erst heute und gerade um diese Zeit in den Park gehen ließ, um ihr Erdbeeren zu pflücken. Es ist eine götliche Fügung, daß ich wider meinen Willen Zeuge werden mußte von dem geheimnißvollen Todesurtheil. Es ist also klar, daß der liebe Gott mich schwaches Mädchen zum Werkzeug erwählte, durch welches der gottlose Plan dieser Männer vereitelt, und die Unschuld gerettet werden soll. Aber wie soll ich es anfangen, welche Mittel und Wege dazu wählen? — Doch was frage ich, wie unverständig bin ich! Kann denn der allweise Gott, dessen weise Fügungen ich so eben bewundert habe, mich nicht erleuchten und meine Schritte leiten, daß Alles wohl gelingt? Ja, das kann und das wird der liebe Gott thun, Er wird durch mich, wenn es Ihm nicht gefällt, einen Engel zu schicken, die Unschuld retten!" —

So sprach Anna bei sich, und eilte voll des Vertrauens und der Hoffnung nach der Burg zurück. Sie hatte sich und das ganze Werk der Rettung so treuherzig dem allmächtigen Gott überlassen, daß

sie mit dem Vorsatze, die Unschuld zu retten, schon vor dem Burgthore stand, ohne den mindesten Plan zu ihrer Rettung entworfen zu haben. Sie war Willens gewesen, wieder durch dasselbe hintere Pförtchen einzugehen, durch welches sie ausgegangen war; aber sie stand schon mitten im Burghofe, als sie ihr Irregehen gewahr nahm. Und erst jetzt bemerkte sie an ihren leeren Händen, daß sie das Körbchen mit den Erdbeeren im Gebüsche hatte stehen lassen; denn über die nahe und schreckliche Gefahr der gnädigen Frau hatte sie ganz darauf vergessen. Sie blieb plötzlich stehen, um zu überlegen, was sie thun soll. Da schreckte sie eine furchtbare, aber ihr wohl bekannte Stimme aus ihren Gedanken auf.

»Anna, du einfältiges Ding!« rief Bruno, des Mädchens Vater, mit rauher Stimme ihr zu; »wie lange muß ich noch auf dich warten?! Geschwind daher zu mir!«

Anna, die so eben den Muth noch hatte, Gottes Werkzeug zur Rettung der Unschuld zu sein, zitterte jetzt wie ein Espenlaub vor dem Manne, dem sie so gerne, als ihrem Vater, mit aller kindlichen Liebe und Zärtlichkeit zugethan gewesen wäre. Ganz im Kopfe verwirrt und an allen Gliedern zitternd nahete sie sich dem gefürchteten Vater so eilends, als es bei ihrem gegenwärtigen Zustande möglich war. Aber wie war sie überrascht! als ihr der Vater zum ersten Male ihres Lebens mit einer freundlichen Miene und in einem ungewöhnlich sanften Tone folgenden Auftrag gab:

„Anna,« sprach er sanft, »diesen Abend noch wird

die gnädige Herrschaft auf unbestimmte Zeit, die aber auch lange dauern darf, verreisen, und ich mit ihr. Da nun die gnädige Frau dich nicht mitnehmen will, aber auch nicht allein auf der Burg zurücklassen kann, weil sie dich ungemein lieb hat; so ist es ihr und auch mein Wille, daß du sogleich in Begleitung dieses treuen Knappen hier zu deiner Base reisest, um so lange bei ihr zu verweilen, bis ich dich wieder werde abholen lassen. Wie groß wird die Freude der Base sein, dich seit vielen Jahren das erste Mal wieder zu sehen! Dein längerer Aufenthalt bei ihr wird ganz nach ihrem Wunsche sein; denn sie wünschte ja schon längst, dich einmal wieder zu sehen. Wie ich hörte, soll sie kränklich sein, und so kannst du nun der lieben Base gute Dienste leisten.«

»Ich darf doch zuvor noch Abschied nehmen von der gnädigen Herrschaft?« fragte Anna mit zitternder Stimme, und senkte ihre Blicke zur Erde nieder, um dem schlauen Vater ihr Geheimniß nicht zu verrathen, und die Thräne zu verbergen, die in ihrem Auge zitterte.

»Nein, meine Tochter!« erwiederte Bruno etwas ernster, »das kann und darf jetzt nicht sein. Die gnädige Herrschaft, besonders die gnädige Frau, hat jetzt nöthigere Dinge zu thun, als sich mit einem Stubenmädchen zu beschäftigen. Sie hat mir viele Grüße an dich aufgetragen, mit dem Bedauern, wegen der schleunigen Reise und der noch vielen Vorbereitungen unmöglich mehr dich empfangen und von dir Abschied nehmen zu können. Du weinst, Anna? ja das ist alle Kunst, die ihr Mädchen versteht. Sei

vernünftig, meine Tochter, gehorche der gnädigen Frau, und folge unverweilt diesem Diener, der ein wackerer Junge ist und dich heute noch sicher zur Base geleiten wird. Sieh, er trägt deine sieben Sachen in einem Päckchen; es ist Alles, was du mitzunehmen brauchst. Nun denn vorwärts! Glück auf die Reise! Du, Jost, haftest mir dafür, das Mädchen heute noch glücklich an Ort und Stelle zu bringen. Setzt nur den Doppelschritt an; denn ihr habt noch einen ziemlich weiten Weg vor euch.« —

Jost gehorchte sklavisch seinem strengen Herrn, und Anna, in Thränen und Schmerz zerfließend, folgte ihm. Als sie der Weg an jenem Flügel der Burg vorüber führte, den gewöhnlich Bertha mit dem Kinde bewohnte; da blickte sie vorerst zurück, ob der strenge Vater sie nicht bemerke, und dann erst zu den Fenstern hinauf in der Hoffnung, etwa die gnädige Frau mit dem Kinde daran zu erblicken. Allein der eifrige Jost war mit dem Päckchen schon aus dem Burghofe, und Annas thränendes Auge suchte vergebens von Fenster zu Fenster die theure Wohlthäterin auf. Sie sprach weinend ihr Lebewohl, und holte eilends den Diener ein.

»Man will mich entfernen, als fürchte man meine Gegenwart«, sprach Anna bei sich, »und vielleicht? — ja gewiß! o, das hoffe ich vom lieben Gott, gewiß haben die Thoren wider ihren Willen nur Gottes Befehl erfüllt, und durch meine Entfernung die Rettung der Unschuldigen mehr befördert als vereitelt. Ja, theure Wohlthäterin! Gott stärke Euch auf dem Leidensgang, tröste Euch in dem fürchterliche

Thurme und senke einen Strahl der Hoffnung in Euer blutendes Herz. Ihr seid nicht vergessen, der liebe Gott wacht über Euch, der Euch entweder einen Engel, oder Eure Anna zur Rettung senden wird.“ Wie tröstlich wäre es für Anna, und wie noch tröstlicher für Bertha gewesen, wenn sie ihr diese Worte nur leise in's Ohr hätte sagen können! Aber auf diesen Trost mußten leider Beide verzichten; doch blickte Anna mit gläubigem Herzen in eine trostvolle Zukunft, und setzte meist schweigend an der Seite des Dieners die beschwerliche Reise zur Base fort.

Es war um Mitternacht, als für Bertha und ihr armes Kind die verhängnißvolle Stunde schlug. Das Burgthor stand offen, und ein gedeckter Reisewagen fuhr geräuschlos durch dasselbe, und den steilen Hügel in das stille Thal hinab. Keine menschliche Stimme ward vernommen, es war stille, so stille wie in einem Grab. Jetzt erst, als der Reisewagen schon im Thale dahinrollte, vernahm man die Hufschläge des muthigen Streitrosses, auf dem Ritter Dagobert neben dem Wagen vorbeiflog. In diesem Augenblick stieß Bertha im Wagen einen heftigen Schrei aus. Nun aber war wieder Alles stille.

Noch ein Mal erwachte die bessere Stimme in Dagoberts Herzen; noch ein Mal warnte ihn Gottes Engel vor dem schrecklichsten der Verbrechen — vor Weibes- und Kindes-Mord. Die Uebereilung des Todesurtheils lag ihm zentnerschwer auf dem Herzen, er begann Reue zu empfinden, und schon griff er dem Rosse in die Zügel, um umzukehren, und

vorerst seine Gattin zu verhören. Allein in diesem entscheidenden Augenblicke traten die höllischen Gestalten der Eifersucht und Rache furchtbarer als je vor seine Seele und brachten alle seine Sinne in eine Verwirrung, in der er nicht mehr die Stimme des Gewissens, sondern nur die Stimme der Rachsucht hörte.

„Sie ist schuldig!“ rief er wie in Verzweiflung aus, „sie ist eine Verbrecherin, und soll als solche auch sterben!“ So sprach der Verblendete, und ließ dem Rosse die Zügel, das ihn pfeilschnell von dannen trug.

Ungefähr nach einer Stunde Wegs hielt der Wagen an, und aus demselben wurde die unglückliche Bertha mit dem Kinde gehoben, das süß in ihren Armen schlummerte. Bruno und Benno, ihre einzigen Führer, nahmen sie stumm beim Arme und führten sie in den dunklen Wald hinein. Auf alle ihre Fragen erhielt sie nicht eine einzige Antwort. Sie konnte sich diese zwar selbst geben; denn in Brunos Gewalt konnte sie Nichts, als den Tod erwarten. Der Schrecken hatte ihre Glieder so gelähmt, daß sie von ihren stummen Führern mehr getragen als geführt werden mußte. Je tiefer man mit ihr in die Wildniß eindrang, um so gewisser ward es ihr, daß sie sterben müsse. So verwirrt ihre Sinne in diesen schreckvollen Stunden auch waren; so gelang es doch ihrer frommen und reinen Seele, ihre Gedanken so zu ordnen, daß sie sich unter stillem Gebet, Seufzern und Thränen zum nahen Tode vorbereiten konnte. Der Gedanke, daß sie bald, vielleicht in wenigen Minuten schon sterben

müsse, durchschauerte sie mit Angst und Schrecken; aber der Gedanke, daß mit ihr auch ihr Kind, ihr armes, unschuldiges Kind, das noch nie eine Seele weder beleidigen konnte, noch beleidiget hatte, werde sterben müssen, schien ihr unerträglich. Den schrecklichen Zustand ihrer Seele, den die Schauer der Wildniß und ihre unheimliche Gesellschaft noch schrecklicher machte, kann meine Feder unmöglich schildern.

Nach einem Gang von etwa zwei Stunden, der schrecklichste, den die arme Bertha in ihrem ganzen Leben gemacht, weil es ihr Todesgang war, machten die stummen Führer Halt, und sie standen vor einem schwarzen, furchtbaren Thurme. Beim ersten Anblicke dessen, den Bertha sogleich als den allgemein gefürchteten Hungerthum erkannte, stieß sie ein jämmerliches Geschrei aus, und sank vor Schrecken in die Kniee.

Die Unglückliche wollte sich wieder von dem Boden erheben; aber in diesem Augenblicke war des stummen Brunos Zunge wieder gelöst, und er rief ihr in einem furchtbaren Tone zu: »Bleib auf den Knieen, du Sünderin, und bete ein Vaterunser; denn in Zeit von fünf Minuten mußt du sterben!«

»Auch mein armes Kind?« fragte Bertha mit bebender Stimme.

Bruno. Ja, auch dieses.

Bertha. Was hab' ich denn verbrochen, das den Tod verdient?

Bruno. Ich bin Euch keine Rechenschaft schuldig, ich befolge nur den Befehl meines Herrn.

Bertha. Also Dagobert, mein Dagobert will

meinen Tod? — Aber will er auch den Tod seines armen, unschuldigen Kindes? —

Bruno. Ja. Aber wozu diese Fragen? Ihr wisset, daß Ihr mit dem Kinde sterben müsset, und damit genug. In diesem Kerker hier habt Ihr noch überflüssige Zeit, Euch auf den Tod vorzubereiten. Gnade habt Ihr nicht zu hoffen.

Bertha. Ach, ihr Männer, und du, Fremdling, den ich noch mit keiner Silbe beleidigt habe, seid menschlich — seid barmherzig, und erbarmet euch um Jesu willen eines schuldlosen Kindes! Nicht für mein Leben, nur für das Leben meines armen Kindes bitte ich. O, laßt euch erweichen, und habt Erbarmen!« —

Bei dieser Bitte vergoß Bertha einen Strom von Thränen, mit denen sie das holde Antlitz des noch immer schlummernden Kindleins benetzte. Selbst in Bennos Auge, der noch kein so verhärteter Bösewicht, wie Bruno, war, stand eine Thräne des Mitleids. Er wollte schon seinen Mund öffnen, um bei Bruno eine Bitte für die Unglücklichen zu wagen. Aber in diesem Augenblick sprach Bruno in einem Tone, der deutlich seine rasende Wuth verrieth, zu seinem Mitgesellen: »wage keine Bitte, Benno, oder . . . ! Schäme dich deiner Thräne, du feige Memme! Jezt in dem Augenblicke, wo meine Rache den süßesten Triumph feiert, soll ich meine Beute entschlüpfen lassen? Nein! um keinen Preis in der Welt. Die Sünderin dort muß in diesem Thurme des Hungers sterben, und das Kind muß hier ausgesetzt werden zur Beute der wilden Thiere.

So sprach der Bösewicht, und öffnete mit Bennos Hülfe und mit großer Anstrengung die steinerne Thüre des Thurmes. Und als er sich der Unglücklichen nahete, um ihr das Kind, das in diesem Augenblicke erwacht war und jämmerlich schrie, zu entreißen; so preßte sie das arme Kind mit beiden Armen so heftig an ihre Brust, daß es dem grausamen Mörder Mühe kostete, bis er ihr das köstlichste Kleinod entrissen hatte. Jezt stieß die unglückliche Bertha einen Schrei des höchsten Entsetzens aus, und sank in eine tiefe Ohnmacht.

Der gottlose Bruno hob die Ohnmächtige von der Erde auf und trug sie in den schauerlichen Thurm. Mit einem fürchterlichen Knall schnellte die steinerne Thüre zu. Und die Bösewichte ließen das wimmernde Kind im Grase liegen, und entfernten sich.

Drittes Kapitel.

Die Hirschjagd.

Im Forste des Ritters Kuno von Windek, an dessen südlichen Grenze der allgemein gefürchtete Hungerthurm steht, wohnte der Förster und Jägermeister Walther. Seine kleine, aber doch bequeme und freundliche Wohnung bildete den Mittelpunkt des ziemlich großen und wildreichen Forstes. Der freie Raum, auf welchem dies Jägerhäuschen stand, maß mehrere Morgen Acker- und Wiesenfeld. Das Häuschen aber umgab ein niedliches und wohlangelegtes Gärt-

chen. Alles war hier so freundlich und schön, daß ein verirrter Wanderer, der plötzlich aus dem dunkeln Walde dies freundliche Geländ betrat, im ersten Augenblicke der Ueberraschung wähnen konnte, das Schicksal habe ihn in das wundersame Gebiet, einer Fee geführt. Was aber diese freundliche Behausung inmitten des schauerlichen Forstes noch freundlicher machte, waren die guten und frohsinnigen Bewohner. Denn der herrschaftliche Förster, nur »der biedere Walther« genannt, hatte eine vortreffliche Gattin, ein lebensfrohes Kind und zwei brave und muntere Jägerbursche. So einförmig auch ihre Lebensweise zu sein schien, so war doch dies niedliche Feenländchen fast immer, insbesondere aber in den freundlichen Jahrszeiten, nicht wenig belebt. Der Gesang der fröhlichen Jägerbursche, das Gebell der fünf Jagdhunde, und das Geläute der Glöcklein, welche die weidenden Kühe am Halse trugen, wie auch das muntere Spielen des kleinen Oswalds, der sich an schönen Tagen mit seinem zahmen Rehböcklein, seinem einzigen Gespielen, im älterlichen Gebiete lustig herumtummelte, brachte Manchfaltigkeit in das sonst einsame und einförmige Leben. Und der Förster, ein treuer und eifriger Diener seines Gebieters, wie auch seine ordnungsliebende und emsige Gattin, wußten in dieser Einsamkeit Nichts von Langweile; denn jener hatte im Wald und Feld, und diese im Hause und Garten immer Arbeit genug. Auch wußten sie die Erholungsstunden nicht nur damit auszufüllen, was sie erheitern, sondern besonders auch damit, was ihr noch einziges und hoffnungsvolles

Kind an Kopf und Herz bilden und veredeln konnte. Denn sie waren mehr darauf bedacht, ihr Kind zu einem rechtschaffenen und tugendhaften Menschen zu erziehen, als darauf, dasselbe einmal recht reich zu machen; weil sie gar wohl wußten, daß eine gute, fromme Erziehung das beste Erbtheil eines Kindes sei. Und ihre Erziehung war die rechte; denn sie war auf die heil. Religion und auf ihr eigenes musterhaftes Leben gegründet. Jezt, wo der kleine Oswald noch sehr jung, und kaum vier Jahre alt war, trug die fromme Mutter das Meiste zu dessen Erziehung bei; doch aber leistete ihr der gleichgesinnte Vater stets hilfreiche Hand. In diesem zarten Alter wußte der kleine Oswald zwar noch gar Nichts von der großen Welt; wußte aber schon recht gut, daß er einen gütigen, liebevollen Vater im Himmel habe, den er über Alles lieb haben müsse, und dem er nur dann wohlgefallen könne, wenn er seinen guten Eltern in allen Stücken gehorsam sei. Er hatte noch wenige Dinge kennen gelernt; konnte aber schon das heil. Vaterunser recht herzlich beten. Er konnte von den Blumen, die er oft mit Entzücken im Garten und auf den Wiesen pflückte, wie von den verschiedenen Gewächsen ihrer Felder nur erst sehr wenige mit Namen nennen; aber er konnte den Namen Dessen mit kindlicher Ehrfurcht aussprechen, Der den Menschen alle Gaben spendet, und Der All' das wachsen ließ, was so sehr sein Auge ergötzt und sein Herz erfreut. „Unser Kind", sprachen oft diese verständigen Eltern, „muß zwar mit der Zeit Alles lernen, was ihm nöthig und nützlich ist; aber doch vor Allem stets

das Nothwendigste und Nützlichste.« Darum war auch der kleine Oswald in seinem vierten Jahre, was er wirklich sein konnte und noch sein mußte — nämlich ein kindischer, aber auch ein frommer, folgsamer und lebensfroher Knabe. Die braven Eltern hatten, wie sie es auch verdienten, viele Freuden mit ihm; nur wollte sie hie und da der Gedanke ängstigen, der unerbittliche Tod möchte sie mit einem Male all' ihrer Elternfreuden berauben, und flehten daher oft zu Gott, daß er ihnen zu dem lieben Oswald noch mehrere Kinder schenken möchte. An diesen Wunsch wurden sie oft von dem kleinen Oswald selbst erinnert, wenn dieser seines Rehböckchens überdrüssig war, und dieses einen dummen und ungeschickten Gespielen nannte. »Mein Rehböckchen«, sprach einmal der Knabe, »ist doch ein recht dummes Ding, kann Nichts als meckern und Sprünge machen und will mir gar nicht mehr folgen. Will ich mit ihm spielen; so will es mich nur stoßen mit seinen kleinen Hörnern, und will ich ihm befehlen, da horcht es nicht mehr darauf, sondern ist so boshaft und springt mir davon. Und wenn es einmal groß ist; so wird es mir gar nicht mehr folgen wollen. Es ist mir lieb, das lustige Thierlein; aber wenn ich nur auch ein liebes Brüderchen hätte!« Die guten Eltern versuchten es wohl, das Kind jedesmal damit zu beruhigen, daß sie den lieben Gott recht herzlich darum bitten wollen. Allein bei allen Trostworten hatte doch der kleine Oswald bis jetzt noch kein leibes Brüderchen erhalten.

Eines Abends sprach Walther zu seiner Gattin:

„Amalie“, denn so hieß sie, „da unsre Hirschjagd heute nicht nach Wunsch ausfiel; so will ich mit meinen Leuten und meinen treuen Hunden Morgens in aller Frühe dieselbe von Neuem beginnen; vielleicht mag sie besser ausfallen, als die heutige? Wenn ich mich nicht irre, so muß der große Hirsch, auf den wir heute Jagd machten, von dem wir aber plötzlich alle Spur verloren, noch in unserm Forste sein. Wahrscheinlich kehrt er in der Nacht in sein altes Lager zurück, wo er eine Hirschkuh mit Jungen zu finden hat. Fällt unsre Jagd glücklich aus, so können wir bis zum Frühstück schon wieder zu Hause sein.“

Als der kleine Oswald von jungen Hirschlein sprechen hörte, so bat er den Vater recht herzlich, daß er ihm doch morgen ein lebendiges Hirschlein mitbringen wolle. „Wenn eines so gutmüthig ist und sich fangen läßt, so thue ich's von Herzen gerne, liebes Kind!“ Der kleine Oswald war damit zufrieden, und man ging diesmal früher zu Bette, um Morgens desto früher auf den Beinen zu sein.

Noch war Alles vom düstern Schleier der Nacht umhüllt, als im Jägerhause schon reges Leben war; nur der kleine Oswald schlummerte noch süß und fest in seinem Bettlein. Und ehe das Morgenroth am östlichen Himmel den Aufgang der Sonne verkündete, waren die Jäger schon tief im Forste und dem Hirschen auf der Spur. Sie und ihre Hunde verfolgten ihn. Jezt hatte ihn Walther auf Schußnähe im Auge; schon war sein Bogen gespannt, der Pfeil aufgelegt, und er wollte abdrücken; aber sieh! in dem Augenblicke war der Hirsch entschwunden.

Erstaunt schritt Walther etliche Schritte vorwärts und blickte genauer um sich, und er sah vor sich den schauerlichen Hungerthurm, hinter welchem der verfolgte Hirsch verschwunden war. Ein unheimlicher Schauer durchbebte ihm die Glieder. Er blickte zögernd nach seinen Leuten um, aber er war hier allein. Er trat dem schreckenvollen Thurme, den sonst Jedermann floh, oder wenigstens zu vermeiden suchte, noch einige Schritte näher. Schauerlich war der schwarze Thurm vom Schimmer des Mondes, der am heitern Himmel stille dahinging, beleuchtet, und immer schauerlicher traten die Schreckbilder früherer Ereignisse, die an diesen Thurm nur mit Entsetzen erinnern, vor seine Seele. Lange stand er unbeweglich da, unentschlossen, ob er vor- oder zurückgehen soll. Als er seine Blicke vom schauerlichen Thurme weg und auf den Boden herniedersenkte; da erblickte er im Grase etwas Rothes, das ihm im Mondesschimmer hell in die Augen glänzte. Er eilte hin, und was sah er vor sich? — ein schlummerndes Kind, das in seinem rosenrothen Röckchen einem Engel glich. Wer wollte Walthers Erstaunen schildern? Dort der schreckvolle Hungerthurm, und hier vor seinen Augen ein wunderschönes Kind, in dessen halbgeschlossenem Auge eine Thräne, gleich einer Perle, glänzte, und das im Grase so sanft und süße schlummerte, als läge es auf dem weichsten Bettlein. Er konnte sich lange nicht von seinem Erstaunen erholen; endlich hob er, vom innigsten Mitleid ergriffen, das schlummernde Kind von der Erde auf, und legte es so sanft in seine Arme, daß es nicht erwachte.

„O, du armes, armes Kind!“ sprach er tiefbewegt bei sich, „durch was für ein Schicksal magst du wohl in diese schreckvolle Wildniß gekommen sein? Hat dich etwa eine unnatürliche Mutter in Noth, oder Verzweiflung hier ausgesetzt? Oder hat dich irgend ein gottloser Mensch aus Rachsucht von der Brust deiner zärtlichen Mutter gerissen, um dich dem qualvollen Hungertode, oder den wilden Thieren zur Beute preiszugeben? — Sei dem aber, wie da wolle, du, armes, liebes Kind! darfst noch nicht sterben. Nein, du sollst eine andere Mutter erhalten, die dich innig lieben und deiner zärtlich pflegen wird, und ich selbst will dir ein guter Vater sein.“

Hierauf knieete Walther mit dem Kinde im Arme auf die Erde nieder, blickte fromm gen Himmel, und dankte Gott, dem weisen Lenker aller menschlichen Schicksale, daß er ihn zum Werkzeuge erkohren, einem unschuldigen Kinde das Leben zu retten, und einer armen verstoßenen Waise wieder Vater und Mutter zu geben. Er machte vor Gott, dem Allgegenwärtigen und Allwissenden, das Gelübde, die verlassene Waise an Kindesstatt anzunehmen, und sie so gewissenhaft, wie sein eigenes Kind, zu erziehen. Und er erflehte dann von ihm den himmlischen Segen, unter dem allein jedes gute Werk wohl gelingen kann.

Walther war so tief gerührt und für das arme Kind so sehr eingenommen, daß er des Hirschen gar nicht mehr gedachte. Er pfiff seinen Hunden, die den Hirschen immer noch verfolgten, und in wenigen Augenblicken fanden sich diese bei ihm ein.

„Such', such'!“ sprach er zu ihnen, indem er auf die nahen Gebüsche hindeutete. Dies that er, um ganz gewiß zu sein, ob nicht irgend ein Mensch in der Nähe wäre. Denn er dachte sich die Möglichkeit, daß die Person, welcher dies Kind angehöre, in der Nähe desselben, in irgend einem Gebüsche hätte eingeschlafen sein können. Die Hunde fanden aber nirgends eines Menschen Spur, und Walther schickte sich zur Rückkehr nach Hause an. O, hätte der edle Mann es gewußt, oder es nur ahnen können, daß des Kindes Mutter ohnmächtig in dem schauerlichen Hungerthurme eingeschlossen sei, gewiß! auch ihr hätte, wie ihrem Kinde, die Stunde der Rettung geschlagen. Oder hätte Walther nur noch eine Viertelstunde länger hier verweilt, und er würde das Jammergeschrei der aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachenden Bertha vernommen haben. Allein, da er keine Ahnung davon haben konnte; so hatte er keine Lust, länger an einem so schauerlichen Orte zu weilen, und entfernte sich mit dem Kinde, das immer noch, wie ein holder Engel, in seinen Armen schlummerte.

Jezt erwachte die unglückliche Bertha aus ihrer Ohnmacht; aber ach, wie entsetzlich war ihr Erwachen! Es verflossen zwar einige Minuten, bis ihr Bewußtsein vollends zurückgekehrt war, und sie wußte lange nicht, wo sie sich befinde. Plötzlich aber stieß sie einen Schrei des Entsetzens aus; denn sie erinnerte sich wieder klar an Alles, was diese Nacht Schreckliches geschehen. Sie wähnte die Mörder noch vor sich zu sehen und aus dem Munde Brunos die

entsetzlichen Worte zu hören: »Fort mit der Schlange in den Hungerthum, und das Kind wird hier ausgesetzt den wilden Thieren zur Beute!« — Sie preßte beide Arme, die immer noch krampfhaft übereinander geschlossen waren, heftig an ihre Brust, als läge ihr Kind noch an derselben.

„Großer Gott! — barmherziger Gott!« — rief sie dann mit Entsetzen aus, „mein Kind! — mein armes, liebes Kind!« Sie raffte sich vom Boden auf, als wolle sie dem Kind zu Hülfe eilen. Aber ach! sie stieß mit dem Kopfe an dicke, kahle Mauern. Da nahm sie an der Mauer eine kleine länglichte Oeffnung gewahr, durch welche nur spärlich frische Luft und Tageslicht in den schauerlichen Kerker drang. Sie war gerade so hoch von der Erde, daß Bertha durch dieselbe in das Freie sehen konnte. Es schien mehr eine Erfindung der Grausamkeit, als des Mitleids gewesen zu sein. Denn auf diese Weise konnten die Unglücklichen in diesem Kerker länger leben, und mußten um so qualvoller sterben. Bertha aber hielt in diesem Augenblicke die hier angebrachte Oeffnung für eine große Wohlthat. Sie hielt das Ohr an die Oeffnung, horchte lange und athmete kaum.

»Ach, Gott! — ach, großer Gott! — mein Kind! — mein armes Kind!« rief sie jammernd aus, „ich höre Nichts, gar Nichts von ihm. Es weint nicht, regt sich nicht. Vielleicht ist es eingeschlafen? — »Hierauf machte sie mit dem Munde und den Händen ein solches Geräusch, daß das schlummernde Kind, wenn es noch da gewesen wäre, hätte

aufwachen müssen. Allein die zärtliche Mutter lauschte wieder lange mit klopfendem Herzen; doch vergebens — es regte sich Nichts. »Es ist verloren, es ist nicht mehr, das gute, liebe Kind!« schrie die Unglückliche, die Hände ringend; »mein Kind, mein einziges Kind, ist schon eine Beute der wilden Thiere geworden! O, mein Heiland, mein Erlöser, erbarme Dich meiner, und bewahre mich vor Verzweiflung!«

Nun sank die Unglückliche auf die Kniee nieder und flehte so inbrünstig zu Gott, daß ihr Gebet die Wolken durchdrang; sie weinte so bitterlich und jammerte so sehr, daß sich die kahlen Wände des Kerkers über sie hätten erbarmen mögen. Die edle Unglückliche jammerte nicht um sich, nur um ihr liebes Kind; sie hatte in den ersten Stunden des Jammers ganz auf sich selbst vergessen, dachte nur an ihr Kind, und war ganz allein nur zärtliche Mutter. O, nur ein gleichfühlendes Mutterherz kann Berthas jammervollen Zustand in seiner ganzen Größe fassen. Was ihr Herz in diesen qualvollen Stunden empfunden und gelitten, kann daher meine Feder unmöglich schildern.

Doch ein liebendes Mutterherz hört, so lange es noch schlägt, nicht zu hoffen auf. Auch in Berthas Brust lebte nach dem inbrünstigen Gebete wieder von Neuem die Hoffnung auf. »Vielleicht? — aber ach! nur vielleicht?« sprach sie seufzend, indem sie sich von den Knieen erhob, »haben die Bösewichte mein Kind ein wenig weiter von meinem Kerker dem Tode ausgesetzt? Das arme Würmlein wimmert und schreit vielleicht in diesem Augenblicke

nach seiner Mutter? Und ach! ich höre es nicht, und kann ihm nicht zu Hilfe eilen.« In diesem Augenblicke vernahm sie durch die kleine Oeffnung von einem nahen Gebüsche her zuerst ein leises Rauschen, dann ein stärkeres Geräusch. Sie war ganz Aug und Ohr, aber sah Nichts und hörte auch weiter Nichts mehr. Eine schreckliche Angst für ihr Kind erdrückte ihr fast das Herz. Sie klatschte stark in die Hände, um, wenn es etwa ein wildes Thier wäre, dasselbe zu verscheuchen. »Fort, fort, du grausames Thier!« schrie sie, wie in Verzweiflung; »laß' mir das Kind, raube mir mein einziges Kind nicht! O, gütiger Himmel! schütze mein Kind, sonst wird es erwürgt. Vater im Himmel! sende einen Engel, daß er rette mein Kind!« So flehte, seufzte, weinte und jammerte die Unglückliche noch lange, und je länger, desto qualvoller ward der Zustand ihrer Seele. Wir müssen sie nun verlassen, indem wir sie dem allmächtigen Schutze Gottes empfehlen, um dem edlen Walther zu folgen, ihn nach Hause zu begleiten und beim herzlichen Empfange des gefundenen Kindes zu sein. Wir holen ihn noch halb Wegs ein, und finden auch die beiden Jägerbursche bei ihm, die recht gutmüthig ihre Theilnahme an dem Schicksale des gefundenen Kindes äußerten.

»Das arme, arme Kind hätte elendiglich sterben müssen, wenn unser Herr es nicht gefunden und gerettet hätte,« versetzte der Eine; »und was für ein wunderschönes Kind es ist! wie wird der liebe Oswald, der schon längst gerne ein Brüderchen gehabt

hätte, sich über dieses schöne Knäblein freuen!« fügte der Andere hinzu.

„Ja der fette Hirsch ist uns zwar entronnen, und wir haben auch für den lieben Oswald kein Hirschlein gefangen; aber dessen ungeachtet ist dies doch die schönste und glücklichste Jagd, die ich je noch in meinem Leben gemacht habe,“ sprach Förster Walther, und drückte dem Kinde, das nun erwacht war und holdselig lächelte, einen Kuß auf den lieblichen Mund. „Und diesmal,“ fuhr er fort, „wird uns Amalie weit mehr Lob spenden, als wenn wir zu dem Hirschen noch zwanzig Rehböcke geschossen hätten. Wie groß erst wird die Freude meines lieben Oswalds sein, wenn ich ihm, statt eines Hirschleins, ein so schönes und liebenswürdiges Brüderchen mit nach Hause bringe! O, ich freue mich schon zum Voraus auf die Szene, welche unsre Rückkunft zu Hause bereiten wird!“

Im Jägerhause war schon das Frühstück bereitet, und auch schon der kleine Oswald wach und angekleidet, als sich die Jäger demselben nahten. Als der Knabe sie erblickte, hüpfte er ihnen munter entgegen, indem er ausrief: »guten Morgen, lieber Vater! wo habt Ihr das Hirschlein?«

„Das hüpft noch munter im Walde umher,“ erwiederte der Vater mit lächelndem Munde. Da wollte der Knabe traurig werden; plötzlich aber verwandelte sich seine Trauer in kindliches Entzücken. Denn der Vater zeigte ihm mit den Worten: „sieh', Oswald, statt des Hirschleins schickt dir der liebe

Gott ein Brüderchen,“ das liebliche Kind, das er auf den Armen trug.

Da hätte man Zeuge von der herzlichen Freude des Knaben sein sollen. „O, ein Brüderchen, ein wunderschönes Brüderchen!“ rief der entzückte Knabe, „der liebe Gott hat es mir vom Himmel geschickt, und es ist mein.“ Er betrachtete das Kind, das in diesem Augenblicke so hold, wie ein Engel, lächelte, noch ein Mal, und eilte dann jubelnd und händeklatschend in das Haus und in die Stube, um auch der lieben Mutter seine Freude zu verkünden.

„Mutter, liebe Mutter!« rief der Knabe fast außer Athem ihr entgegen,« nun hab' ich ein Brüderchen, ein liebes, schönes Brüderchen, kommt und sehet! der liebe Gott hat es mir aus dem Himmel geschickt.“ Hierauf nahm der Knabe die staunende Mutter bei der Hand, um sie dem Vater entgegen zu führen, der aber in diesem Augenblicke mit dem Kinde in die Stube trat.

War im ersten Augenblicke Amaliens Erstaunen groß, so war doch ihre Freude noch weit größer, als ihr Walther erzählte, wie er zu dem Kinde gekommen.

„Ja, wahrhaftig!“ rief sie freudig aus: „dies schöne, herzige Kind hat uns der liebe Gott geschenkt. Komm, mein lieber Engel, auf meine Arme, ich will dir eine zärtliche Mutter sein. Ich will dich nähren, deiner sorgsam pflegen und dich, wie meinen Oswald, erziehen.“

„Und ich will es alle meine Spiele lehren und ihm das lustige Rehböcklein schenken,“ versetzte der

kleine Oswald, und gab dem lieblichen Kinde einen Kuß. Da fing das Kind zu weinen an. „Ach, liebes Brüderchen, mußt nicht weinen, ich habe dich ja lieb, recht lieb!“ sprach der Knabe mitleidsvoll.

„Das arme Kind wird hungrig und durstig sein,“ meinte die Mutter, und schickte sich an, demselben sogleich Hunger und Durst zu stillen. Der gute Oswald aber wollte der Mutter zuvorkommen, und holte eilends den Butterfladen herbei, den ihm die Mutter kurz zuvor bereitet hatte. „Da, liebes Brüderchen, iß, iß! es ist gut, ist Butterfladen,“ sprach er, und das hungrige Kind streckte beide Händlein darnach aus.

„Nicht doch, lieber Oswald!“ versetzte schnell die Mutter halb gerührt halb lächelnd, und entzog dem Kinde das Butterbrod.“ Dem zarten Kinde muß man noch leichtere Speisen geben, kann noch lange kein Butterbrod essen; denn es könnte leicht daran ersticken.“

Hierauf nährte die Mutter das Kind mit lauer Milch, worauf dasselbe wieder recht munter wurde. Während Vater und Mutter miteinander ernstlich darüber sprachen; ob das Kind wohl auch schon getauft sein werde, und was für einen Namen sie ihm geben sollen, tändelte Oswald mit dem muntern Kinde, und rief plötzlich aus: „Ei! was ist das? wie schön! wie schön!“ Und siehe! der Knabe hielt ein goldenes Kreuzchen in der Hand, das an einem rothseidenen Bande hieng, und welches das Kind am Halse trug. Dies Kreuzlein war bisher noch unbemerkt geblieben, weil es vom Kleide des Kindes verdeckt gewesen. Man betrachtete es genauer, und Walther, der lesen konnte,

rief freudig aus: „Gottlob! das Kind ist getauft und heißt Wunibald. „Er las laut die Worte, welche auf dem Kreuzlein standen, und also lauteten: „Heiland! schütze unsern Wunibald!“

„Also ist es doch das Kind braver christlicher Eltern, davon zeugt dies Kreuz mit der frommen, wahrhaft christlichen Inschrift,“ versetzte Walther. „Und allem Anschein nach müssen des Kindes Eltern vornehme Leute sein,“ fügte Amalie bei. „Ach, die unglücklichen Eltern! wie unsäglich groß muß der Schmerz über den Verlust eines so lieben Kindes sein! Während wir uns jetzt freuen, weinen vielleicht die trostlosen Eltern bittere Thränen. O, daß ich diese Thränen trocknen könnte, daß ich wußte, wo sie zu finden wären! Ich würde auf der Stelle dahin eilen, und rufen: »Trocknet eure Thränen, liebe Leute; denn hier ist euer Kind!« — Als Amalie dies sprach, traten ihr selbst Thränen in die Augen.

„Ueber dem Schicksale des Kindes und seiner Eltern schwebt nun noch ein Geheimniß, das wir nicht zu enthüllen vermögen, das aber Gott, der Allwissende, wenn es Zeit ist, schon noch enthüllen wird,“ sprach Walther, und wiederholte mit seiner Gattin das Gelübde, das er im Forste vor Gott abgelegt. „Ja, liebe Amalie!« fuhr er fort, »wir wollen das Kind in dieser Verborgenheit, wie unser eigenes, recht fromm und gut erziehen, und dann alles Uebrige, was nicht in unsern Kräften steht, Gott, dem Allmächtigen, überlassen, Der aller Menschen Schicksale weise lenkt, und Der stets Alles wohl zu fügen weiß. Indessen wollen wir das goldene

Kreuz recht gut verwahren: vielleicht kann es dem Kinde noch einmal von einem sehr hohen Werthe sein, und über dessen geheimnißvolles Schicksal erwünschten Aufschluß geben?« —

So war nun das Kind der unglücklichen Bertha in sehr guten Händen, während sie es im Hungerthurme schon für todt beweinte.

Viertes Kapitel.

Edelmuth und Dankbarkeit.

Während sich die unglückliche Bertha, die schon den zweiten Tag im Hungerthurme schmachtete, auf ihre letzte Stunde vorbereitete, verlebte Dagobert auf der Burg eines bekannten Ritters qualvolle Stunden, Bruno und Benno aber schwelgten in ihrem schrecklichen Sündenschlummer als gebietende Herren auf der Eisenburg. Und Anna, das einzige Wesen unter den Sterblichen, das von dem gräßlichen Geheimniß wußte und die Unschuld von dem Tode noch retten konnte, lag in der Hütte ihrer Base auf dem Krankenlager. Es war schon Mitternacht, als sie mit Jost in der Hütte ihrer Anverwandten eintraf. Die Reise war für das zarte Mädchen zu weit und zu schleunig, und der Weg zu schlecht gewesen, als daß es nicht hätte unterliegen müssen. Jost war des Weges zu wenig kundig, sie waren verirrt, mußten bald Bäche, bald Sümpfe durchwaten, und kamen endlich mit durchnäßten Kleidern an Ort und Stelle an. Von

dem Staunen der überraschten Base, wie auch von ihrer Freude über den unverhofften, aber angenehmen Besuch will ich weiter Nichts erwähnen; will hier, gewiß zu unsrer großen Besorgniß, nur melden, daß sich die gute Anna, von einem Fieber ergriffen, sogleich bei ihrer Ankunft recht krank zu Bette legen mußte.

„Ach, Gott!“ seufzte Anna bei sich, „was soll aus der armen, lieben gnädigen Frau und ihrem Kinde werden? Vielleicht sind sie in diesem Augenblicke schon im Hungerthurme, wo sie des schrecklichen Hungertods sterben sollen, und ich, die ich sie retten wollte, muß jetzt, und ach! vielleicht noch lange das Krankenlager hüten. Schreckliches Schicksal! ich hier, krank und kraftlos, und die Aermste, meine beste Wohlthäterin, mit ihrem einzigen, vielgeliebten Kinde in dem entsetzlichen Hungerthurme! Ach, die Unglücklichen! sie dem Tode nahe, von aller Welt verlassen, und selbst verlassen von mir! Bald werden sie mit dem Tode ringen, werden in Angst und Noth um Hülfe schreien, und ich, die ich gerne mit meinem Leben das ihrige retten möchte, muß hier bleiben, so ferne von ihnen, und kann sie nicht retten! O, barmherziger Gott! sei ihnen gnädig! Laß mich gesund werden, oder sende einen Engel vom Himmel, der die Unglücklichen rettet! Darum bitte ich Dich, liebster Gott! um meines Erlösers, Deines Sohnes, willen.“

So seufzte und flehte die gute Anna im Stillen, verfiel aber bald in eine Fieberhitze, in der sie das Bewußtsein verlor und zu phantasiren begann. Die gute alte Base, die mit dem kranken Mädchen das

innigste Mitleid fühlte, durchwachte die noch übrigen Stunden der Nacht am Krankenlager. Jost aber schlief in einem andern Zimmer fest und gut. Und das war ein Glück; denn hätte er die Worte vernommen, welche Anna in ihrer Fieberhitze sprach, so wäre wahrscheinlich für die Unglückliche im Hungerthurme keine Rettung mehr zu hoffen gewesen. Annas Krankenwärterin vernahm aus derer Munde allerlei schreckliche Dinge, und erfuhr auf diese Weise ein Geheimniß, das ihre Seele mit Entsetzen erfüllte. Da schon die unverhoffte und ungewöhnliche Ankunft ihrer kleinen Base, und dazu noch in Begleitung eines herrschaftlichen Dieners, dessen Gesicht ihr gar nicht gefiel, in ihrem Herzen allerlei Vermuthungen erregte; so war sie nun ganz gewiß, daß auf der Eisenburg schreckliche Dinge vorgefallen sein müssen. Was aber eigentlich geschehen sei, konnte sie aus dem Wirrwarr der Worte, die Anna vorbrachte, nicht errathen. Sie hörte wohl von einem Hungerthurme, von Tod und Rettung, und von Personen sprechen, die ihr meist bekannt waren, und dennoch konnte sie daraus nicht ganz klug werden. Sie hoffte später, wenn das heftige Fieber vorüber sein würde, hierüber ins Klare zu kommen. Und gegen das Fieber kannte sie Mittel.

Susanna — so hieß Annas Base — kannte alle Heilkräuter ihrer Berge, und besaß immer einen Vorrath davon. Sie hatte früher schon gelernt, aus Heilkräutern solche Getränke zu bereiten, womit sie schon manchen Kranken geholfen. Sie bereitette nun einen Heiltrank für die liebe Kranke, und versprach

sich davon eine schnelle und gute Wirkung. Und sie hatte sich auch diesmal nicht getäuscht. Denn schon nach einer Stunde begann der Heiltrank, den sie der Kranken beigebracht, nach Wunsch zu wirken. Es stellte sich anfänglich ein starker Schweiß ein, auf den alsdann ein langer und ruhiger Schlaf folgte.

Die freundliche Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als Anna aus ihrem erquickenden und heilsamen Schlummer erwachte. Voll Verwunderung und nachsinnend, wo sie denn auch sei, blickte sie eine gute Weile um sich her, und rief dann frohlockend und mit Freudenthränen aus: „Gott sei gelobt und gepriesen! denn ich bin wieder gesund. Ja der liebe Gott hat ein Wunder gewirkt, um . . . .“ hier brach das Mädchen in Thränen aus.

„Warum weinest du, liebes Kind?“ fragte die gute Susanna theils aus Besorgniß, theils aus Neugierde; denn sie hoffte nun das Geheimniß zu erfahren, ohne es dem Mädchen abzulocken.

Anna. O, liebe Base, ich weine aus Freude und Schmerz zugleich. Ich freue mich unendlich, daß es mir im Leibe nun wieder wohl ist; aber hier, im Herzen, liegt noch der größte Schmerz. Ach, beste Base! es liegt mir ein schreckliches Geheimniß auf dem Herzen, und ein Anliegen, o ein sehr großes Anliegen macht mir qualvollen Kummer und Schmerz. Wo ist Jost? — ist er noch hier?

Susanna. Jost ist schon vor zwei Stunden fort, ich selbst habe aus guten Gründen seine Heimreise zu beschleunigen gesucht. Denn dieser junge Mensch will mir gar nicht gefallen, seine Augen, wie

seine Gesichtszüge, verriethen ein falsches und heimtückisches Herz. Darum durfte er dich nicht mehr sehen, nicht mehr sprechen; am wenigsten hätte er Zeuge von dem sein dürfen, was du in der Fieberhitze gebeichtet hast.

Anna. Also kennet Ihr schon das schreckliche Geheimniß, liebe Base?

Susanna. Viel Geheimnißvolles weiß ich; aber das Geheimniß selbst noch nicht. Und wenn du Gründe hast, liebes Kind, mir dasselbe zu verschweigen, so darf und will ich es nicht wissen.

Anna. O, nein, beste Base! Ihr dürfet, ja Ihr müsset es wissen. Denn wer anders, als Ihr, könnte mir bei dem, was ich thun will und thun muß, den nöthigen Rath und Beistand leisten? Ach, liebe Base, verzeihet mir, daß ich Euch mein Geheimniß nicht sogleich bei meiner Ankunft geoffenbaret habe. Aber da war ich so müde, und im Kopf und Herzen so verwirrt, daß es mir unmöglich gewesen wäre, Etwas in Zusammenhang und Ordnung zu erzählen. Und hätte ich es auch vermocht, so wäre mir der schlaue Jost im Wege gewesen. Euch aber, liebe Base, wollte ich mein Geheimniß nicht verhehlen; nein, schon unterwegs war ich entschlossen, Euch bei der nächsten Gelegenheit in dasselbe einzuweihen. Aber, beste Base, habt die Güte, mir noch etwas näher zu kommen; denn ich darf nur leise, nur ganz leise reden; weil außer Euch mein schreckliches Geheimniß sonst Niemand erfahren darf. Und man sagt: Die Wände hätten oft Ohren.« —

Hierauf nun offenbarte Anna ihrer Base das ent-

setzliche Geheimniß von der Einkerkerung der gnädigen Frau von Eisenburg und ihres unschuldigen und liebenswürdigen Kindes. Die fromme und christlich gesinnte Susanna entfärbte sich vor Entsetzen über ein Verbrechen, dessen sie den bisher so rühmlich bekannten und allgemein geschätzten Ritter von Eisenburg niemals für fähig gehalten hätte.

„Um Gottes willen! ist es möglich?“ rief sie aus. Der berühmte Dagobert von Eisenburg hat seine tugendhafte Gattin, die seelengute Bertha, die Jedermann, wer sie nur kannte, innigst verehrte und liebte, im Verdacht der Untreue, und ließ sie unverhört und sogar mit ihrem neugebornen Kinde in den verrufenen Hungerthurm werfen, um darin des langsamen und quallvollsten Todes zu sterben?! — Welch ein entsetzliches, unerhörtes Verbrechen! Die gute, engelgute Bertha, die meiner Nichte, deiner seligen Mutter, und dir unzählbare Wohlthaten erwiesen, im Hungerthurme und von ihrem Gatten selbst verurtheilt!? Die Edle soll unschuldig des gräßlichen Hungertods sterben, und zu dem noch ihr einziges, heißgeliebtes Kind an ihrer eigenen Brust sterben sehen!? O, nein, liebe Anna, wenn der liebe Gott mir noch einige Tage das Leben läßt, so soll dies verruchte Werk der Hölle nicht gelingen! Nein, nein, liebes Kind! trockne deine Thränen und sei getrost, unsre theure Wohlthäterin darf mit ihrem Kinde noch nicht sterben! Wir wollen sie nähren, ihr so lange das Leben fristen, bis es uns mit Gottes Hülfe gelingen wird, sie und ihr Kind aus dem Hungerthurme zu retten.“

„O, liebe, theure Base!“ rief Anna unter Freudenthränen aus, „es wird uns gelingen, das sagt mir mein Herz; ja, der liebe Gott wird uns dies Werk der Liebe glücklich vollbringen helfen. O, jetzt ist mir das Herz wieder um Vieles leichter geworden, und ich fühle mich stark genug, in diesem Augenblicke schon dieses Werk zu beginnen.“

„Du wirst dich wohl täuschen, mein liebes Kind!“ erwiederte Susanna besorglich, „denn heute und vielleicht auch die kommende Nacht noch wirst du das Bett hüten müssen.“

Anna. Großer Gott! ich noch einen Tag und noch eine Nacht dazu das Bett hüten?! Ach, was soll dann aus der gnädigen Frau und ihrem Kinde werden? Wer soll ihnen zu Hülfe eilen, wer sie retten, wenn ich nicht aufstehe, und Euch, liebe Base, zum Hungerthurm begleite?

Susanna. Wenn du nicht mitgehen kannst, dann gehe ich allein.

Anna. Ihr, liebe Base, allein zum Hungerthurme gehen?! Eine alte Frau von siebzig Jahren soll sich ohne Begleitung in eine Wildniß wagen, worin man bald durch Gesträuche kriechen, bald über Gräben setzen muß!? — Nein, nein! das kann nicht sein.“

Susanna. Sei unbesorgt, liebes Kind! deine alte Base ist noch rüstiger, als du wähnst. Es gibt Fälle in der Welt, worin man stärker ist, als man sich selbst halten mag. Ja, ein Herz voll Gottvertrauen, Muth und Menschenliebe macht selbst alte Füße wieder jung und stark.

„Auch ich fühle mich wieder gesund und stark," versetzte Anna entschlossen, und sprang aus dem Bette, um sich anzukleiden. Allein, wie sank ihr der Muth, als sie kaum auf die Füße stehen konnte, und so zu wanken begann, daß die gute Base sie festhalten und wieder in's Bett zurückführen mußte! Da fieng das gute Mädchen bitterlich zu weinen an, faltete die Hände und flehte mit Inbrunst zu Gott um Gnade und Stärke.

„Ach, barmherziger Gott! — bester Heiland! erbarme Dich meiner und gib mir so viel Kraft, daß ich heute noch den Weg zum Hungerthurme machen, und die Unglücklichen darin vom Hungertode retten kann! O, allmächtiger Gott! Du allein kannst hier helfen; denn Dir sind alle Dinge möglich." So flehte Anna auf dem Bette knieend, und helle Thränen entrannen ihren Augen.

Susanna. Beruhige dich, liebes Kind, und vertraue fest auf Gott; denn ich darf dir die Hoffnung machen, daß du morgen schon wirst das Bett verlassen können.

Anna. Morgen erst! saget Ihr? erst morgen! Ach, großer Gott! so kann ich denn die Unglücklichen nicht retten; denn morgen leben sie gewiß schon nicht mehr.« —

Schon zum zweiten Male, und wie es schien auch zum letzten Male, sah die unglückliche Bertha in dem schauerlichen Hungerthurme durch die kleine Oeffnung die Sonne untergehen. Es wurde immer dunkler und schauerlicher in ihrem Kerker; ja, so schauerlich wie in einem Grabe. Und Bertha, die arme, un=

glückliche Bertha, lag matt und schwach, bis zum Sterben schwach, das müde Haupt an die Mauer gelehnt, auf den Knieen, und bereitete sich vor auf den nahen Tod. Sie werde, wähnte sie, die untergegangene Sonne am Morgen nicht wieder aufgehen sehen. Ja, sie sehnte sich, obwohl der Angstschweiß auf ihrer Stirne stand, nach der baldigen Auflösung ihres Körpers, und bat Gott inbrünstig, daß es Ihm gefallen möge, ihren schrecklichen Todeskampf abzukürzen, und bald, recht bald ein Leben wieder zurückzunehmen, das Er ihr gegeben, das ihr aber hier im schauerlichen Kerker zur entsetzlichen Qual geworden ist. Denn vor Hunger und Durst verschmachten, und, von aller Welt verlassen, ohne allen geistlichen Trost und ohne die Kraft der heiligen Sakramente, sterben zu müssen, das muß wahrhaftig der qualvollste Tod in der Welt sein. Der Durst quälte die Unglückliche mehr, als der Hunger. Ihr Durst war so heftig geworden, daß sie mit der dürren Zunge und den brennenden Lippen die Feuchtigkeit aus den Steinen der Mauer saugte. Sie nahm auch feuchten Grund in den Mund, und kratzte mit den Fingern das Moos zwischen den Steinen heraus, um es mit einem Heißhunger zu verschlingen. O, ihre Lage war qualvoll und entsetzlich! und sie hoffte keine andere Rettung aus diesem schreckvollen Kerker, als die durch den Tod. Darum sehnte sie sich nach dem Tode, wie nach einem rettenden Engel. Wohl hatte sich hie und da auch ein Strahl der Hoffnung in die kämpfende Seele gesenkt, und dieselbe, wie ein zuckender Blitzstrahl die schwarze

Wetterwolke, auf Augenblicke erhellt. In solchen lichtvollen Augenblicken umschwebte ihre hoffende Seele allemal eine liebliche Gestalt, wie die eines sichtbar gewordenen Engels. Und da war's allemal, wo sie sich lebhaft der lieben Anna erinnerte. Es war ihr unerklärlich, warum das gute, treue Mädchen aus dem Walde, wo es Erdbeeren pflückte, nicht wieder zu ihr zurückgekommen war. Aber kaum hatte ihre Seele begonnen, auf Anna eine kleine Hoffnung zu setzen, so verschwand diese Hoffnung schon wieder vor den Schrecken des herannahenden Todes.

Jetzt wurde es ihr dunkler und schwärzer vor den Augen, in den Ohren war ein Brausen, wie das eines nahenden Sturmwindes, die Sinne schwanden allmählig, und der Körper sank immer mehr zusammen.

„Vater! in Deine Hände empfehle ich meinen Geist, und ach! rechne es meinen Mördern nicht zur Sünde an!“ so rief die Unglückliche mit brennender Stimme, und wähnte zu sterben.

Aber in diesem Augenblicke, wo die Arme mit dem Tode zu ringen begann, war es ihr, als vernähme sie eine Stimme vom Himmel: „Bertha von Eisenburg!“ — „liebe gnädige Frau!“ rief eine sanfte Stimme nahe bei der kleinen Oeffnung des Kerkers, „lebt Ihr noch?“ — Da aber keine Antwort erfolgte, so rief dieselbe Stimme nochmals lauter, als zuvor: „Ach, liebste gnädige Frau! — beste Wohlthäterin! — hört Ihr mich nicht mehr? lebt Ihr denn nicht mehr? Es ist Eure Anna, die Euch ruft; ich bin gekommen, Euch zu retten.“

Nun war mit einem Male in Berthas Brust die Liebe zum Leben mit neuer Kraft erwacht. Sie hatte Annas Stimme sogleich erkannt, wollte sich von der Erde aufrichten, aber sank wieder nieder; sie öffnete den Mund, um zu antworten, aber jeder Laut erstarb auf den dürren Lippen. Endlich gelang es ihr, mit der Anstrengung der letzten Kraft, zu seufzen und zu wimmern. Da rief Anna, die an der Oeffnung lauschte, mit Entzücken aus: »Gottlob! gottlob! o liebe Base! sie lebt noch, sie lebt noch, die liebe gnädige Frau!« Das Wimmern der Unglücklichen wurde immer hörbarer, und die Freude ihrer Retterinnen größer.

„Muth, Muth, liebe gnädige Frau!« rief alsdann die Greisin Susanna durch die Oeffnung in den Kerker hinein, „der liebe Gott hat Euch Hilfe und Rettung gesendet.“

„O, daß ich laut reden könnte, um den edlen Menschen dort draussen meinen Dank und meine Freude auszudrücken!“ seufzte die wieder neu auflebende Bertha.

„Doch Gott, der Allwissende, dem mein erster Dank gebührt, weiß meine Gedanken und kennt die Empfindungen meines Herzens. O, Dank, Dank Dir, Herr des Lebens und des Todes! Dank euch, ihr edle Menschen!« stammelte sie leise.

Anna. Liebste gnädige Frau! wenn Ihr noch nicht bei dieser Mauer seid, da, wo die einzige Oeffnung ist, so habt die Güte, Euch hieher zu bewegen; soferne es Euch möglich ist. Ich lasse an einer Schnur ein Fläschlein mit frischer Milch durch diese

Oeffnung in Euren Kerker hinab, um Euch vor Allem damit zu laben. Ein dreimaliges Zucken an der Schnur soll uns ein Zeichen sein, daß das Fläschlein in Eure Hand gekommen.«

Bald darauf erhielt Anna das verlangte Zeichen und rief der Base jubelnd zu: „Die liebe gnädige Frau hat das Fläschlein in Empfang genommen. O, wie wird das Getränk die Schwache laben!“

„Verehrte gnädige Frau!“ rief die Greisin Susanna derselben mit Besorgniß zu: „trinket nur langsam, setzet oft ab, sonst könnte es Euch am Leben schaden.“ Bertha folgte der liebreichen Ermahnung, und es verflossen etliche Minuten, bis sie wieder ein Zeichen von sich gab.

„Gott vergelte es euch, ihr vortreffliche Menschen, meine Engel in der Noth! was ihr an mir Armen gethan,“ sprach endlich Bertha, zwar immer noch leise, aber doch so, daß Jene draussen es verstehen konnten.

Anna. Wie geht es dem kleinen lieben Wunibald? — lebt es noch, das gute Kind?

Susanna. Wir haben noch mehr Milch bei uns, die für Euch und für das liebe Kind hinreichen wird.

Bertha. O, daß Gott erbarm! was aus meinem Kinde geworden, weiß ich nicht, das weiß nur der liebe Gott. Das arme Kind war nie bei mir im Kerker, die Bösewichte haben es mir mit Gewalt entrissen, um es auszusetzen den wilden Thieren zur Beute. Mich aber haben sie ohnmächtig in diesen Kerker geworfen, und als ich aus der langen Ohn-

macht erwachte, vernahm ich kein Zeichen mehr von meinem armen, lieben Kinde. Wenn es nicht ein Raub der Thiere geworden, so muß es schon längst verschmachtet sein. O, liebe Anna, mein engelgutes Kind! durchsuche doch die nächste Umgebung des Thurmes, ob du nicht etwa noch den Leichnam meines Kindes auffinden kannst. Und hast du ihn gefunden, so lasse mich die theure Leiche in diesem Leben noch ein Mal sehen, und habe dann die Güte, mit deiner lieben Base für eine anständige Beerdigung des Kindes zu sorgen."

Hier schwieg Bertha und konnte nicht mehr weiter reden; denn diese Worte hatten ihre noch geringe Kraft ganz erschöpft. Und Anna ging, ihren Willen zu erfüllen; selbst auch die alte Susanna, so ermüdet sie auch war, half dem Mädchen suchen. Und Bertha unterstützte ihre Gefälligkeit mit einem herzlichen Gebete. Obwohl der freundliche Mond, dessen Silberschein die Dunkelheit der Wildniß erhellte, ihr Nachsuchen sehr begünstigte, so war es doch vergebens; denn sie fanden vom Kinde auch nicht die mindeste Spur. Die Vereitlung auch dieser lezten Hoffnung kosteten der armen Bertha wieder frische Thränen, und auch die beiden Andern beklagten und beweinten den vermeintlichen Tod des geliebten Wunibalds.

Hierauf gingen die ehrwürdige Greisin und das Mädchen an ein anderes wichtiges Geschäft; sie versuchten nämlich die Rettung der Unglücklichen aus dem schauerlichen Thurme. Sie mußten lange suchen, bis sie endlich, zu ihrer innigsten Freude, die steinerne

Thüre fanden, die allein in den Kerker führte. Muthig gingen sie an's Werk, dieselbe mit Anstrengung aller ihrer Kräfte zu öffnen. Aber die Last der Thüre widerstand hartnäckig. Ihre vereinten Kräfte hatten kaum hingereicht, die steinerne Thüre zuweilen nur ein wenig in ihren Angeln zu bewegen. Und je mehr ihre Kräfte schwanden, desto mehr sank ihnen auch der Muth. Mit Thränen in den Augen kamen sie nach vergeblicher Anstrengung wieder zu der kleinen Oeffnung zurück, und verkündeten der Unglücklichen mit Leid und Schmerz, daß es ihnen nicht gelingen wolle, den grauenvollen Kerker zu öffnen. Sie trösteten sie aber mit einer Hoffnung, an der sie selbst halb verzagten.

„O, ihr seid wahre Engel an Liebe und Güte!“ versetzte Bertha mit schwacher Stimme. „Ich kenne eure unbegrenzte Liebe zu mir, und was ihr schon für mich Arme gethan, und noch zu thun gedenket, das habe ich wahrlich nicht um euch verdient. Ach, das lohne euch der Himmel, weil ich es euch doch nie lohnen kann!“

Hierbei brach Anna in Thränen aus, und zählte der Unglücklichen im Kerker fast in einem Athemzuge eine Menge Wohlthaten her, welche sie und ihre selige Mutter von ihr empfangen, und schloß mit den Worten: „O, ich kann die Wohlthaten alle nicht aufzählen; denn sie sind unzählbar. Und so lange meine beste Wohlthäterin, ja meine zweite Mutter, in diesem Kerker schmachtet, bin ich unglücklich, grenzenlos unglücklich.“ —

Bertha. O, gutes, dankbares Kind! dafür

möge der liebe Gott dich segnen! Ich erkenne es und bin von Herzen dankbar dafür, daß du und deine gute alte Base alles Mögliche versuchen, um mich aus diesem schrecklichen Kerker, der mein Grab werden soll, zu retten. Aber ich muß euch offen gestehen, daß ich an dieser Möglichkeit zweifle. Die zwei Männer, welche mich in diesen Kerker geworfen, sind, wie Anna selbst weiß, von großer Leibesstärke, und dennoch konnten sie mit aller Anstrengung ihrer vereinten Kraft nur schwer diese steinerne Thüre öffnen. Und wie könnte es der vereinten Kraft einer schwachen Greisin und eines jungen Mädchens gelingen!? —

Susanna. Was also uns Beiden unmöglich ist, das ist zwei starken Männern möglich? — O, wohl Euch, gnädige Frau, daß Ihr mich auf einen glücklichen Gedanken gebracht, dem Ihr, wenn Gott will, morgen Abends um diese Stunde Eure Rettung und Freiheit verdanken werdet! Ihr werdet Euch, liebe gnädige Frau, wohl noch meines Sohnes, des Knappen Anselm, der bei Euren seligen Eltern in Diensten stand, erinnern? Er ist seit etlichen zwanzig Jahren verheirathet und hat einen wackern, baumstarken Sohn. Wenn es sich für mich schickte, so dürfte ich ihrer Rechtschaffenheit das Lob sprechen. O, mein Sohn hat das viele Gute, das er durch viele Jahre bei Euren seligen Eltern genossen, noch nicht vergessen, und wird es auch ewig nie vergessen. Wie wird mein Anselm sich freuen, wenn ich ihm sage, daß und auf welche Weise er seine Dankbarkeit, die er gegen seine selige Herrschaft nicht mehr in der That beweisen kann, nun an deren unglücklichen Tochter be-

weken soll! Gewiß! er wird mit seinem Sohne, dem braven Albert, sogleich hieher eilen, und Euch retten.

Anna. Aber doch nicht allein; auch ich will Antheil haben an der Rettung meiner theuersten Wohlthäterin. Dieses Verdienst ließ ich mir um keinen Preis in der Welt entreissen.

Susanna. Du sollst sie hieher begleiten, liebe Anna, denn du bist und bleibst doch das erste Werkzeug, das der liebe Gott zur Rettung der gnädigen Frau auserkohren hat. Und ich, liebe gnädige Frau, werde Euch indessen in meiner Wohnung ein Stüblein zu Eurem Zufluchtsorte zubereiten, und Euch morgen Abends mit Freude empfangen. Ihr müsset Euch aber leider noch gedulden bis morgen Abends um diese Zeit; denn unter Tags wäre Eure Befreiung aus diesem Kerker nicht rathsam. Wir haben uns auf jeden Fall vorbereitet. Hier sind noch mehr Speisen und Getränke; auch haben wir ein ländliches Gewand zu Eurer Verkleidung, und aus Vorsicht zwei weiche Kopfküssen eingepackt. Dies Alles wollen wir nun durch diese Oeffnung noch vollends in den Kerker hinabzubringen suchen, und Euch dann bis auf baldiges Wiedersehen dem allmächtigen Schutze Gottes empfehlen. Den Vorrath der Speise und Getränke werdet Ihr, liebe gnädige Frau, so genießen, daß sie Eurem schwachen Magen nicht schaden, sondern ihn nur stärken und befriedigen können. Mit den zwei Kopfküssen könnet Ihr Euch für die Noth ein Ruhelager bereiten, wobei die Kleidungsstücke Euch zur Decke dienen dürfen. Ueberlasset Euch ohne

Furcht dem Schlafe, der Euch erquicken und auf die morgige Reise in meine Wohnung stärken wird.«

Ueber diese seltene Menschenliebe war Bertha so gerührt, daß sie nicht mit Worten, nur mit stummen Thränen danken konnte. Jetzt erst, wo sie gewisse Hoffnung auf ihre baldige Rettung hegen durfte, merkte sie, daß ihre Liebe zum Leben doch noch größer gewesen, als sie bisher glauben wollte. Die Rede der ehrwürdigen Greisin hatte ihre schwache Hoffnung so belebt, daß eine frische Lebenskraft alle ihre Glieder durchströmte.

»So vollendet denn, ihre edle Menschen!« sprach sie mit neuer Zuversicht, »das Werk der Liebe, das ihr für mich begonnen, und der Himmel möge es segnen! Ich will denn wieder von Neuem zu leben hoffen; obwohl mein Leben von nun an freudenleer sein wird.«

Hierauf nahmen die Greisin und das Mädchen rührenden Abschied von der Unglücklichen, indem sie derselben wiederholt Trost und Muth einflößten. Als sie sich trennten, kehrte Anna dreimal wieder zum Thurme zurück, um ihrer theuern Wohlthäterin ihr Lebewohl zu sagen, und es hielt ihr schwer, sich von ihr zu trennen.

Bertha, die durch die genossenen Speisen und Getränke, wie durch die wiederbelebte Hoffnung, gestärkt worden war, knieete vor Allem zum Gebete nieder, und erst dann bereitete sie sich ein Ruhelager. Die Natur forderte ihre Rechte, und nachdem sie sich niedergelegt hatte, schlief sie bald ein. Sie hatte lange, sehr lange geschlafen, fühlte sich aber

bei ihrem Erwachen sehr erquickt. Sie genoß wieder von den Speisen und Getränken, verrichtete ein herzliches Gebet, und so war ihr der Tag, auf den sie Angst gehabt, schneller verflossen, als sie erwartet hatte.

Schon war die Sonne untergegangen, und der Mond begrüßte die Gefangene mit dem falbem Schimmer, den er durch die kleine Oeffnung in den dunkeln Kerker herniedersenkte. Schon war die Stunde verflossen, zu der gestern Abends die Greisin mit dem Mädchen erschienen, und noch waren die versprochenen Retter nicht da. Der Unglücklichen im schauerlichen Kerker pochte schneller und schneller das Herz. Allerlei schreckliche Gedanken und mögliche Vorfälle bestürmten und beunruhigten ihr Gemüth. Schon kämpfte sie zwischen Hoffnung und Furcht; als sie plötzlich ein Rauschen, und dann an der Oeffnung eine sanfte Stimme vernahm. Es war Anna's Stimme.

„Hilfe, Rettung ist da, liebe gnädige Frau!“ rief Anna im Tone der Freude. „O, gebet mir schnell eine Antwort, damit meine Freude vollkommen wird.“

Doch in dem Augenblicke, wo Bertha den Mund zur Antwort öffnete, knarrte die steinerne Pforte, und — sie öffnete sich. Ehe Bertha recht fassen konnte, was so plötzlich in ihrer Nähe geschehen; so war sie schon sanft von der Erde aufgehoben, außer dem schauerlichen Kerker, und im Freien. O, wer möchte Berthas Empfindungen schildern, als sie in Annas Armen lag, und über sich den Sternenhimmel und den freundlichen Mond schimmern sah!

Sie sank auf die Kniee nieder, erhob fromm die gefalteten Hände gen Himmel, und ein herzliches Dankgebet entstieg ihrer Brust. Anna, Anselm und sein Sohn waren so tief ergriffen, daß auch sie neben der frommen Beterin niederknieeten, und ihr Gebet mit dem ihrigen vereinigten. „Gott den ersten Dank, und euch, edle Retter! den zweiten,“ sprach alsdann Bertha, und erhob sich wieder von den Knieen.

Die Retter hatten in Ermanglung einer Sänfte eine gewöhnliche Tragbahre mitgebracht, auf die sie nun nebst den zwei Kopfküssen noch andere legten, mit der Bitte, daß sich die gnädige Frau darauf setzen, oder legen möchte, da sie doch zu schwach wäre, einen Weg durch die Wildniß zu Fuße zu machen. Bertha nahm mit Dank das liebevolle Anerbieten an, und nachdem alle Spuren der Rettung aus dem Kerker weggeräumt, und die steinerne Pforte des Thurmes wieder, wie zuvor, geschlossen war, ergriffen die Träger die Bahre, und bewegten sich langsam und vorsichtig vorwärts. Anna lief neben der Bahre her, und ging der theuren Wohlthäterin nie von der Seite. Bei dieser Gelegenheit erzählte sie derselben: wie sie zu dem Geheimnisse gekommen, von ihrem Vater, ohne Zweifel durch eine göttliche Fügung, zur Base geschickt, und daselbst sogleich bei ihrer Ankunft krank geworden sei. Unter Thränen bedauerte sie es, das ihre Wohlthäterin wegen dieses Unfalls so lange auf ihre Rettung habe harren müssen.

Ehe noch das Morgenroth den Aufgang der Sonne

verkündete, waren die Träger mit ihrer theuren Bürde glücklich und unbemerkt in Susanna's Wohnung angelangt. O, wie rührend und herzlich war der Empfang! So groß vor wenigen Stunden noch Bertha's Jammer und Elend war, nicht minder groß war nun auch ihr Dank und ihre Freude. Und als die gnädige Frau in ihrem reinlichen Stüblein saß; da rief Anna mit sichtbarer Freude aus: „Jetzt theuerste Wohlthäterin, da ich Euch wieder habe, bin ich wieder glücklich; aber ganz glücklich werde ich erst dann wieder sein; wenn auch Ihr es wieder seid.“ —

Fünftes Kapitel.

Die Wiedervergeltung.

Bertha war in Susanna's kleiner, aber reinlichen Wohnung bald heimisch geworden. Sie bewohnte mit Anna ein nettes Stübchen, das die menschenfreundliche Greisin ihren werthen Gästen mit Vergnügen abgetreten hatte. So groß auch anfänglich ihre körperlichen Leiden waren, so wurden sie doch von Tag zu Tag minderer; ja, in Bälde war es Susanna's Kunst gelungen, mittelst ihrer Heilkräuter der kränklichen Bertha die Gesundheit wieder herzustellen. So leicht ging es aber nicht mit der Heilung ihres leidenden und schwer verwundeten Herzens. Denn zur Linderung dieser innerlichen Leiden kannte Susanna kein Heilkraut; nur Ein Mittel war

ihr und Anna bekannt: es war die Liebe, mit der sie der Unglücklichen zärtlich pflegten, ihr in Allem zuvorkamen, und ihr so jeden Augenblick des Lebens zu versüßen suchten. War es auch der Liebe und Sorgfalt dieser edlen Menschen gelungen, die Unglückliche auf einzelne Stunden aufzuheitern, so wollte es ihnen doch nie gelingen, Berthas leidendes Herz ganz geheilt zu sehen. Die Leidende verkannte die treue und zärtliche Liebe dieser vortrefflichen Menschen nicht; nein, sie erkannte ihr liebevolles Streben und Bemühen, und dankte ihnen oft unter Thränen dafür.

„Ach, meine liebe Tochter!“ sprach Bertha einmal zu Anna; als sie beisammen in ihrem stillen Stübchen bei einer Arbeit saßen, die sie gemeinschaftlich für die gnädige Herrschaft der nahen Burg zu vollenden suchten, um so durch Verdienst ihr tägliches Brod zu erwerben, „meine gute, treue Anna! verzeihe mir, daß ich deine Liebe und Geduld so oft auf die Probe stelle. Du und deine menschenfreundliche Base thun alles Mögliche, um mich wieder glücklich zu machen. Und dennoch mußt du mich recht oft traurig sehen und seufzen hören. O, liebe Anna! du wähnst vielleicht, ich hätte die Thräne in deinem Auge, die du vor mir zu verbergen gesucht, nicht gesehen und bemerkt? Ich kenne gar wohl die Bedeutung dieser Thräne; sie verkündet mir deinen verborgenen Schmerz über das Mißlingen deines liebevollen Strebens, mich wieder glücklich zu machen. Sieh', meine Tochter! darum spreche ich offen mit

dir, und verhehle dir nicht den mindesten Gedanken meines Herzens. Nicht die dürftige Lage und der niedrige Stand, in dem ich genöthigt bin, wie Eine meiner frühern Untergebenen durch Händearbeit mein tägliches Brod zu verdienen; nicht der Verlust von hundert kostbaren Gegenständen, selbst nicht einmal der Verlust meines theuersten Kindes, nein, etwas Anderes ist der Grund meiner täglichen Seufzer und meiner nächtlichen Thränen. Ach, liebe Anna! du wirst wohl schon errathen haben, was mich vor Allem so unglücklich macht, daß Nichts in der Welt, nur die göttliche Religion allein, mich zu beruhigen und aufrecht zu halten vermag. Ja, es ist die Gewißheit, daß mein Gatte, mein Dagobert, dem Willen nach der Mörder seines unschuldigen Weibes und Kindes ist; es ist die Gewißheit, daß er in dieser Welt nie mehr, und die Ungewißheit, ob er im Lande der Ewigkeit je wieder glücklich werden kann. O, diese martervolle Gewißheit und Ungewißheit sind es, die mir alle Lebensfreuden verbittern und mich unsäglich unglücklich machen. Ich werde nicht eher wieder ganz glücklich und meines Lebens recht froh werden, als bis mir die Gewißheit wird, daß mein tiefgefallener Gatte sich wieder aufrichtig zu Gott bekehrt, den er ganz vergessen und verlassen hat, und so wieder den zerstörten Frieden seiner Seele und bei Gott Gnade und Erbarmen gefunden habe. O, daß ich es bewirken, oder Etwas dazu beitragen könnte! — Nein, bekehren kann ich ihn leider nicht; denn für ihn bin ich ja todt, und muß es vielleicht für die noch ganze übrige Zeit meines trübseligen Lebens blei-

ben: aber beitragen kann ich doch Etwas zu seiner dereinstigen Bekehrung. Ich kann ja beten für den Unglücklichen und kann ihn einschließen in das heilige Meßopfer, in das ewige Opfer der Liebe und der Versöhnung, so oft ich das Glück habe, dasselbe in der fernen Kirche mitzufeiern. Ach, wenn der liebe Gott mein Gebet erhört und mir dieses Kreuz abnimmt, dann, gute Anna, will ich nicht mehr seufzen, nicht mehr weinen und klagen, will zufrieden sein. Jedes Unglück, jedes Leiden und jede Trübsal, wobei nur ich zu tragen und zu dulden habe, will ich für gering achten; wenn mir nur noch diese einzige Freude zu Theil wird, daß ich erfahre: mein Gatte habe sich bekehrt und so seine Seele für die Ewigkeit gerettet. Ja, der liebe Gott wird mein heißes Flehen erhören; denn unser liebes Kind, das nun schon ein Engel im Himmel ist, wird am Throne Gottes der Mutter Gebet mächtig unterstützen; auch es wird beten für seinen unglücklichen Vater.“ —

„Und auch ich will beten für meinen unglücklichen Vater,“ rief Anna unter Thränen aus. „Ach, mein unseliger Vater ist der Urheber von Allem, was Gräuliches bisher geschehen ist. Wenn je ein Sünder der Fürbitte bedarf; so ist es mein armer, verblendeter Vater. Er hat mich zwar nie geliebt, mich nie als sein Kind betrachtet und behandelt, und doch liebe ich ihn, doch beweine ich unter Schmerzen seine schreckliche Verblendung, seinen unheilvollen Abfall von Gott und der Tugend. Ja, ich will für ihn beten, will den lieben Gott bitten, daß Er, nebst dem gnädigen Herrn, auch meinen unglücklichen Vater zu

Sich bekehren und seine Seele für die Ewigkeit retten wolle.«

»Ja, vortreffliches Mädchen, so sei es, so wollen wir thun!« sprach Bertha tiefgerührt über Anna's edle Gesinnung; »wir wollen einmüthig mit einander beten für die zwei Unglücklichen, aber dabei auch den Dritten, den verführten Benno, in unsre Gebete mit einschließen. Und der allbarmherzige Gott, Der, wie der göttliche Heiland sagt, nicht will des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe, wird unser inständiges Gebet gewiß noch einmal erhören, und sodann auch uns wieder glücklich machen.« —

»So hoffe auch ich,« versetzte Anna; »denn der göttliche Heiland hat ferner gesagt, daß Er nicht gekommen sei, die Welt zu verdammen, sondern sie zu erlösen und selig zu machen, und daß bei den Engeln im Himmel über die Bekehrung eines Sünders eine größere Freude sein werde, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen.«

Bertha und Anna hielten Wort, und beteten recht oft zu Hause und in der Kirche für ihre Unglücklichen, wie sie dieselben immer nur nannten; weil nach Bertha's Meinung ja nur die Sünder und Verbrecher wahrhaft unglücklich zu nennen seien. Und Susanna war die Dritte in ihrem frommen Bunde. Bertha lebte im Uebrigen, von aller Welt unerkannt und ungestört, genügsam und zufrieden, in Susanna's einsamer und stiller Hütte, und Anna, das dankbare Mädchen, war entschlossen, zur Pflege beider Wohlthäterinnen für immer dazubleiben. Doch aber hielt sie es für ihre Pflicht, ihren Entschluß dem Vater

bekannt zu machen und ihn um seine väterliche Einwilligung zu bitten. Wer war froher, als der gewissenlose Bruno, daß er der Sorge für seine Tochter enthoben worden?! Aber auch eben so froh war Anna; nur befürchtete sie von Seite ihres Vaters irgend ein Mal einen Besuch. Doch beruhigte sie wieder Susanna's Versicherung, daß Bruno, der sie hasse, ihre Hütte noch nie betreten und auch bei sich geschworen habe, dieselbe nie betreten zu wollen. So war nun Bertha vor der Entdeckung sicher, und führte mit ihren Beschützerinnen ein zurückgezogenes, aber gottgottseliges Leben; denn nagte auch Kummer an ihrem Herzen, so störte doch kein böses Gewissen den göttlichen Frieden ihrer Seele. Susanna's stille Hütte war die Wohnung der Tugend und des Friedens. Vormals war es auch die Eisenburg; aber seit der Entfernung Bertha's war sie es nicht mehr; sondern dort wohnte und herrschte jetzt das Laster mit all' seiner Lust und Qual.

Dagobert hielt es auf der Burg seines Freundes nur wenige Tage aus; denn dort fand er eine gute und überaus glückliche Familie. Als Zeuge so viel häuslichen Glückes, das auf seiner Burg auf immer zernichtet war, das er aber daselbst schon genossen, und noch recht lange hätte geniessen können, empfand er in der Brust eine Pein und Qual, die ihm die Wohnung des Friedens zu einer wahren Hölle machte. Und jede neue Freude, die man ihm auf dieser friedlichen Burg bereitete, war eine neue Qual für sein Herz. Sein ängstliches Benehmen, wie seine traurige und unruhige Miene, die hier befremden mußte,

wo er von jeher als ein froher und heiterer Mann bekannt war, entschuldigte er mit Unpäßlichkeit. Doch sein geängstigtes Gewissen strafte ihn Lüge. Er verließ diese Burg, um nach einer andern zu gehen, die er aber unter steigender Unruhe und Qual ebenso bald wieder verließ, um wieder nach einer andern zu wandern. Und so wanderte Dagobert binnen einigen Wochen von Burg zu Burg, ohne irgendwo eine Stätte der Ruhe zu finden. Denn überallhin trug er in eigener Brust die Qual mit sich. Endlich kehrte er wieder nach etlichen qualvollen Wochen auf die verwaiste Burg zurück, und brachte auch dahin die Gewissensqual mit sich, die hier nicht minder, sondern vielmehr noch stärker wurde. Ach, welche Unordnung fand er bei seiner Rückkunft auf seiner Burg! Bruno hatte während der Abwesenheit seines Herrn gleich einem Tyrannen geherrscht und gleich einem Wüstlinge geschwelgt. Fast täglich gab er auf Kosten seines Herrn Gastmahle und Trinkgelage, wobei Benno so oft erschien, als es ihm sein Herr, der Ritter von Weißenfels, erlaubte. Die Dienerschaft erhob bitterere Klagen wider den grausamen und verschwenderischen Bruno. Aber wie hätte Dagobert, der sich über Bruno's herrschsüchtiges Betragen zwar sehr empörte, es wagen dürfen, einen Diener, der Herr seines Herzens und seines Schicksals geworden war, zu strafen, oder nur zu tadeln? Er mußte ihn vielmehr fürchten als einen geheimen Feind, in dessen Macht es stand, ihn jede Stunde zu verderben. Dies war für ihn eine fast unerträgliche Pein. So widerwärtig ihm dieser Mensch auch

war, und es ihm mit jedem Tage noch mehr und mehr werden mußte; so durfte er ihn doch nie anders, als freundlich und nachsichtig, gerade wie ein Gönner seinen Günstling, behandeln. Es schien dem gottlosen Bruno eine wahre Lust zu sein; wenn es ihm gelang, die Qual und Pein seines Herrn heimlich zu vermehren, ihn seufzen und jammern zu hören, und ihn grenzenlos unglücklich zu wissen. Eben das hatte er ja gewollt, das war der Zweck seiner Rache; er wollte nämlich Bertha vernichten und seinen Herrn grenzenlos elend und unglücklich machen. Einerseits war es dem Bösewicht gelungen; denn Dagobert war so unglücklich, daß er des Lebens überdrüssig wurde und sich oft den Tod wünschte.

So verlebte Dagobert auf seiner väterlichen Burg, wo ihm früher die schönste Zukunft entgegen lächelte, einen Tag, eine Woche, einen Monat, ja ein Jahr qualvoller und unglücklicher, als das andere. Geheimer Gram zerstörte allmählig, wie ein schleichendes Gift, seine vormals so blühende und feste Gesundheit, und die Gewissensbisse, gegen welche jede Zerstreuung, jede Beschönigung Nichts vermochte, brannten, wie ein nie erlöschendes Feuer, auf seinem Herzen, und nagten, wie ein nie ersterbender Wurm, an seinem Lebensfaden. Er glich einer Feldblume, die lange den rauhen Lüften trotzt, aber doch allmählig verwelkt. Er litt insgeheim weit mehr, als die Welt, selbst Bruno, nur merken konnte. Und der größte Stachel in seinem Herzen war der furchtbare Gedanke, der ihn überall verfolgte und den er vergebens aus dem Sinn zu schlagen suchte: nämlich

der Gedanke, daß sein Weib und Kind unschuldig gewesen, daß Bruno und Benno ihn betrogen, und er ein Mörder der Unschuld — ein schändlicher Verbrecher sei. War die Qual seines Gewissens jetzt schon groß, wo er doch hierüber noch keine Gewißheit hatte, wie groß muß sie erst dann sein; wenn er diese Gewißheit erlangt haben wird! Und die göttliche Vorsehung hatte es so gefügt, daß er von der Unschuld der Verurtheilten, wie von seiner Schuld, vollkommen überzeugt werden mußte.

Ungefähr sechs Jahre nach dem unheilvollen Tage, an dem die Unschuld zum qualvollsten Tode verurtheilt worden war, ereignete sich Etwas, was Bruno's böses Gewissen seither befürchtet, ihn oft unruhig gemacht, und die Freude über seine gelungene Rache hie und da verbittert hatte. Benno, der schon seit Jahr und Tag kränkelte und mit immer schnellern Schritten, wie ein Schatten, dem Grabe zu wandelte, war endlich der schrecklichen Qual seiner Gewissensbisse unterlegen, und lag, wie ein Mensch, der weder leben, noch sterben kann, auf dem Sterbebette, dem Tode nahe. Bald betete, bald weinte er, und bald glich sein schrecklicher Gemüthszustand dem der Verzweiflung. Ach, es war ein Anblick zum Erbarmen! Wer den Unglücklichen besuchte, empfand das innigste Mitleid mit ihm. Sein guter Herr und dessen gemüthliche Gattin überhäuften ihn mit Wohlthaten und Liebesdiensten, um den qualvollen Zustand des armen Dieners, den sie von jeher recht gerne hatten, soviel wie möglich zu lindern. Aber je mehr seine edlen Wohlthäter ihm Gutes erwiesen,

desto qualvoller schien sein Gemüthszustand zu werden. Oft verbarg er das Angesicht vor ihnen, wich ihren Blicken aus, und rief mit herzdurchdringender Stimme: „O, verlaßt mich Elenden; denn ich verdiene auch nicht Eine der vielen Wohlthaten.“

Ritter von Weißenfels, der in der Krankheit seines Dieners deutliche Spuren von Wahnsinn zu bemerken wähnte, hatte ihn der Sorgfalt seines geschickten Arztes, wie seines frommen Burgkaplans, ganz besonders empfohlen. Beide Männer thaten aus Gewissenhaftigkeit und Pflichtstreue für den unglücklichen Kranken ihr Mögliches. Allein weder die Heilmittel des Arztes, noch die Trostgründe des Geistlichen ließen einen guten Erfolg erwarten. Zwar schien der Kranke nach dem Empfang der heil. Sterbsakramente im Gemüthe ruhiger geworden zu sein; aber bald gewahrte man an ihm wieder von Zeit zu Zeit Anfälle von Wahnsinn. Ach, wir kennen schon die Quelle des schrecklichen Gemüthszustandes, in welchem der kranke Benno sich befand! Aber seine gütige Herrschaft, die ihn mit wahrhaft elterlicher Sorgfalt verpflegen ließ, ahnte noch Nichts davon. Doch sie mußte Alles erfahren, er mußte ihr noch Alles offenbaren; dazu nöthigte ihn seine qualvolle Reue, dazu trieb ihn seine Todesangst, eher hätte er nicht sterben können.

„Unversöhnt kann ich nicht sterben,“ sprach Benno in seiner peinlichen Angst, und bat, mit dem gnädigen Herrn allein zu sprechen. Der gütige Ritter gewährte ihm die Bitte, und erschien noch in derselben Stunde an dem Krankenlager.

»O, gnädiger Herr! — bester Herr!« rief der Unglückliche händeringend, jammernd und wimmernd aus,« habt Erbarmen, habt Schonung mit einem Elenden, der nicht eher sterben kann, als bis er Eure Verzeihung erlangt hat. Aber nein, nein! Ihr könnet mir nicht verzeihen, ich habe zu schlecht, habe teuflisch an Euch und an noch drei andern Menschen gehandelt. Man hat mich verführt, o, der gottlose Bruno! der . . . .« Hier brach der Unglückliche in Thränen aus, und Ritter Kuno ergriff mitleidsvoll dessen Hand, und sprach mit sanfter Stimme zu ihm: „guter Benno, beruhige dich, ich habe dir Nichts zu verzeihen, du hast mich nicht beleidigt, bist halt krank; aber wenn du ruhig bist, wird's schon wieder besser werden.«

»Ach, bester Herr!« versetzte Benno schluchzend, „wie schändlich habe ich Euch und alle meine Freunde und Wohlthäter hintergangen, betrogen! Man nennt mich immer noch den guten, treuen Diener, und ich bin schon seit Jahren ein gottloser Heuchler, ein undankbarer und treuloser Mensch; man hält mich für wahnsinnig, und ich bin Nichts, als ein gequälter Verbrecher, ein Bösewicht, den das Gewissen bis zur Verzweiflung foltert.«

Der Ritter stand wie versteinert am Lager des Kranken, und konnte sich lange nicht von seinem Erstaunen erholen.« Wie, Benno! redest du Wahrheit?« fragte er endlich, und richtete scharfe Blicke auf den Kranken.

»Ja, gnädiger Herr!« erwiederte Benno schluchzend, »diesmal rede ich die lautere Wahrheit: ach,

daß ich sie doch immer geredet hätte! ich hätte dann nicht Jahre lang eine Hölle voll Qual in meiner Brust mit mir herumtragen müssen. Aber jetzt will ich aufrichtig sein, will nur Wahrheit reden; denn ach! wie könnte ich am Rande des Grabes, an der Pforte der Ewigkeit noch eine Lüge begehen? Nein! ich will Gott fürchten, und Euch, gnädiger Herr, die Wahrheit gestehen. Aber ach! eine schreckliche Wahrheit, ein furchtbares Geheimniß! Ich habe zwar dem Ritter von Eisenburg mit einem Eide Verschwiegenheit gelobet; aber der Tod, der mir schon auf der Zunge liegt und mich bald vor den gerechten Richterstuhl Gottes rufen wird, hat mich meines Schwurs entbunden, und ich will, ja ich muß bekennen.«

Hierauf offenbarte nun Benno seinem Herrn mit zitternder Stimme das uns schon bekannte schreckliche Geheimniß, welches der Hungerthurm mit seinen grauenvollen Mauern der Welt auf immer hatte verhüllen sollen. Er gestand offen und aufrichtig seine ganze Schuld, und entschuldigte seinen ersten Schritt zum Verbrechen nur damit, daß er den gottlosen Bruno als seinen Verführer anklagte. Der Schmerz der Reue brach ihm fast das Herz, und er konnte vor Weinen und Schluchzen nicht mehr weiter sprechen.

»Ach, Verzeihung, Verzeihung, gnädiger, bester Herr!« bat der Unglückliche, der mit jedem Augenblicke schwächer wurde. »Wie mich der ehrwürdige Beichtvater tröstlich versicherte, hat mir der barmherzige Gott um Seines Sohnes, meines Erlösers, willen, schon verziehen; auch hat mich die unglückliche Frau von Eisenburg in jener unheilsvollen Nacht;

als ich aus Reue und Mitleid mit ihr weinte und beim hartherzigen Bruno ihr Fürsprecher werden wollte, mit einem einzigen Blicke, den ich gar wohl verstand, zum Voraus ihrer Verzeihung versichert. Darum hoffe ich, daß auch Ihr, bester gnädiger Herr! mir die Verzeihung, ohne welche ich nicht ruhig sterben könnte, nicht versagen werdet. Ich bin zwar derer nicht würdig; aber ich bitte, bitte Euch um Gottes willen darum.«

Ritter von Weißenfels war durch Benno's schaudervolles Geständniß im Innern so erschüttert worden, daß er auf Augenblicke die Fassung verloren, und daher wider seinen Willen den Unglücklichen etliche bange und angstvolle Minuten auf das ersehnte Wort „Verzeihung“ hatte harren lassen.

„Großer Gott!» rief endlich der Ritter mit einer Thräne im Auge, „so hat denn meine Ahnung mich nicht getäuschr! Also Dagobert, der früher so edle und tapfere Mann, ist aus niedriger Leidenschaft der grausame Mörder seines unschuldigen Weibs und Kindes geworden!? — Und die tugendhafte Bertha mußte mit ihrem unschuldigen Kinde schuldlos des fürchterlichsten Todes sterben!? — Unerhörte That! schändliches Verbrechen! Was mich noch am meisten empört, ist die erdichtete Geschichte, wie sie nur in der Hölle erfunden werden kann. Bertha, die engelreine, treue Gattin des Ritters Dagobert, wurde der Untreue, eines so entehrenden Vergehens, und ich der Mitschuld geziehen?! — Höllische Lüge!« —

»Doch, was tobe ich?« sprach er nach einiger

Fassung weicher und mit einer frischen Thräne im Auge, „was nützet das hier am Sterbelager eines Unglücklichen? Benno, armer, verführter Benno! reiche mir deine Hand, und sieh! hier ist die meinige. Ich verzeihe dir von Herzen Alles, was du mir Leides zugefügt. Ach, du hast deine Schuld hienieden schon hart gebüßt! Gebe Gott, daß du einmal, ausgesöhnt mit dem Himmel, mit der Welt und mit dir selbst, von hinnen scheiden mögest.«

Benno drückte dankbar des edlen Ritters Hand, wollte auch mit Worten danken; aber seine Kräfte waren so erschöpft, daß er kein lautes Wort mehr hervorbringen konnte. Sein Antlitz ward heiterer, aber seine Lebenskraft schwächer. Seine Hände falteten sich wie zum Gebete, und seine halberloschenen Augen richteten ihre Blicke himmelwärts. Der Ritter, der Benno's nahes Ende vermuthete, rief Leute herbei, die, kaum herbeigekommen, mit ihm Zeugen vom Tode des unglücklichen Dieners wurden.

„Gott nehme ihn in Gnaden auf!« rief der Ritter, und entfernte sich tief bewegt und in seiner Seele mächtig ergriffen.

Obwohl der Ritter von Weißenfels das Geständniß des verblichenen Benno nur wenigen Vertrauten mitgetheilt hatte; so war doch das Gerücht davon bald in der ganzen Umgegend verbreitet. Und fast der Erste, dem es zu Ohren kam, war Bruno. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Bruno's böses Gewissen. Noch in derselben Stunde packte er die Kostbarkeiten zusammen, die er sich theils rechtlich, theils widerrechtlich erworben hatte, und floh eilends

aus der Burg. Aber von dieser Stunde an verfolgte die Rache des Himmels den Bösewicht. Und je weiter er vor der Rache des Ritters von Weißenfels und vor der Strafe seines eigenen Herrn floh, desto näher kam er der Rache des Himmels und der Strafe Gottes. Denn der strafenden Gerechtigkeit Gottes kann kein Sterblicher entrinnen. Wir lassen ihn fliehen, ohne ihm zu fluchen; denn später werden wir erfahren, daß er die Strafe, die er floh, in der Ferne zehnfach gefunden habe.

Noch denselben Tag, an welchem Bruno aus der Burg und der Gegend geflohen, kam die Nachricht von Benno's Bekenntnisse auch dem Ritter Dagobert zu Ohren. O, entsetzlicher Augenblick! Hätte man ihm seinen Tod verkündet, es wäre ihm nicht so schrecklich gewesen, wie diese Nachricht. Er blieb wie versteinert auf derselben Stelle stehen, wo er diese entsetzliche Nachricht empfing. Es war ihm, als hätte ihn plötzlich ein Blitzstrahl getroffen, es schwindelte ihm vor den Augen, und er sank in die Kniee.

»Barmherziger Gott!« schrie er mit Entsetzen, »so habe ich denn ein Mal Gewißheit, daß ich der Mörder meines unschuldigen Weibes und Kindes, — ja der größte Verbrecher bin, den es in der Welt nur geben kann. O, gerechter Gott! warum trägst Du mit einem so schändlichen Verbrecher noch länger Geduld? warum stürzt nicht die Burg über mir zusammen, um mich Elenden unter Schutt zu begraben? oder warum öffnet sich nicht die Erde, um mich sammt dem teuflischen Bruno zu verschlingen? — O, ich Thor! — o, ich Elender!« — Bei diesen Worten

schlug er sich, wie in Verzweiflung, oder wie im Wahnsinn, bald auf die Stirne, bald auf die Brust, und raufte sich Haare vom Haupte aus. Er versuchte zu beten, aber er vermochte es nicht; denn eine wilde Glut drohte sein Gemüth zu verzehren. Plötzlich erhob er sich, ergriff sein Schwert und stürzte, wie ein Rasender, aus dem Zimmer, um Bruno aufzusuchen.

„Wo ist der Elende, der mich zum Mörder, zum Verbrecher gemacht?“ schrie er rasend, und eilte dessen Wohnung zu. „Ich will dem Bösewicht den Kopf zerspalten und ihn nach der Hölle senden, wohin er schon längst gehört.“ Aber wie tobte Dagobert, als er erfuhr, daß Bruno schon vor etlichen Stunden die Burg verlassen habe. „Der Bösewicht ist also entflohen!“ rief dieser schäumend vor Wuth; „der Elende will also der verdienten Rache entrinnen?! — Auf, ihr Knappen! zu Pferde, ihm nach!“ Er selbst ließ sich eilends ein Pferd satteln, um den Flüchtling zu verfolgen. Doch war die Verfolgung fruchtlos geblieben.

„Der Elende ist meiner Rache entronnen, wird aber doch der Rache Gottes nicht entgehen,“ sprach Dagobert bei seiner Rückkunft mit mehr Besonnenheit. Und erst jetzt, wo sein Blut etwas kälter und die Glut seiner Leidenschaften schwächer geworden, kehrte die Reue mit neuer und größerer Qual zurück, um wieder in seiner Brust Platz zu nehmen. Es würde mir nicht gelingen, wenn ich den peinlichen und jammervollen Zustand seiner Seele in seiner ganzen Größe schildern wollte. Er war nahe daran, sich

der Verzweiflung in die Arme zu werfen; aber Gott, der Allbarmherzige, der das inbrünstige Gebet, das seine fromme Gattin täglich für ihn gen Himmel schickte, erhörte, schützte ihn gegen die Macht des Bösen, und bewahrte seine Seele vor dem ewigen Verderben. Nur soviel ließ Gott über ihn kommen, als zu seiner Bekehrung und zur Rettung seiner Seele nöthig war.

Ritter von Weißenfels selbst war es, der seinem ehemaligen Freunde Dagobert die Nachricht von Benno's schauerlichem Bekenntnisse zugesandt. Und mit dieser Nachricht war zugleich auch die Ankündigung einer Fehde verbunden, die nach einer Frist von drei Wochen zwischen ihnen beginnen sollte. Ritter von Weißenfels hatte es nämlich nach seinen überspannten Begriffen von Ehre für seine Pflicht gehalten, den vermeinten Tod der Unschuldigen, wie die ihm zugefügte Beleidigung, durch eine rechtmäßige Fehde zu rächen. Doch hatte diese Fehde-Erklärung den Ritter Dagobert weniger erschüttert, als die erhaltene Gewißheit seiner Schuld. Sie schien ihm vielmehr willkommen zu sein, wie man aus seinen eigenen Worten schließen kann.

„Ritter von Weißenfels will sich also an mir rächen," sprach er, „er wird vielleicht mich muthlos wähnen; aber nein! er soll sich täuschen. Ich will ihm muthig entgegen ziehen, und noch einmal kämpfen, wie ein Held, der seiner tapfern Ahnen würdig ist. Er soll sehen, daß ich zu sterben, aber auch ritterlich zu kämpfen, noch Muth besitze. Ja, ich will sterben, aber meine Feinde sollen mein Leben theuer erkaufen.

Es konnte mir ja in meiner entsetzlichen Lage Nichts willkommener sein, als der Tod.« Doch bei diesen letztern Worten ergriff seine Seele ein heimlicher Schauer; denn er dachte an sein Verbrechen und an das schreckliche Gericht Gottes, das jenseits seiner wartet. Er wollte sich mit Hülfe seines Burgkaplans auf die bevorstehende Sterbestunde vorbereiten; aber die schlennigen Zurüstungen auf die Fehde zerstreuten sein Herz zu sehr, und ließen ihn nie recht zur ernsten Besinnung kommen. Und somit verschmäht er des frommen Burgkaplans heilsamen Beistand.

Die Zeitfrist war abgelaufen, und die Fehde begann. Wie staunte der Ritter von Weißenfels, der auf eine Belagerung der festen Eisenburg gefaßt war, als er seinen Gegner mit seinen Reisigen ihm entgegenziehen sah, um auf offenem Schlachtfelde zu kämpfen! Der erste Angriff war heftig, kein Theil wollte weichen, muthig und tapfer kämpfte Mann gegen Mann, und an der Spitze seiner Mannschaft stritt Dagobert, wie ein Löwe, und hieb mit seinem Schlachtschwert jeden Gegner nieder. Wo die Gefahr am größten war, da war er der Erste; es schien, als suche er mit Fleiß den Tod.

Doch, als das Gefecht am hitzigsten war, gab Ritter von Weißenfels seinen Reisigen Befehl, Dagobert's Leben zu schonen. Sein Auge suchte in der feindlichen Schaar ein anderes Opfer, das er sich schon zum Voraus bestimmt hatte: es war Bruno, der gottlose Urheber aller unglücklichen Ereignisse, die bisher zwischen ihm und Dagobert vorgefallen. Aber umsonst suchte er den Flüchtling unter den Kämpfern.

Endlich stieß er auf Dagobert, und Beide kämpften miteinander, wie Helden. Keiner wich dem Andern, und keiner hatte noch dem Andern einen Hieb beigebracht. Jetzt stürzte Ritter von Weißenfels vom Pferde, und das Blut strömte aus einer tiefen Wunde. Man trug ihn für todt vom Schlachtfelde. Nun drangen die Reisigen des Gefallenen mit Muth auf Dagobert ein, um den vermeintlichen Tod ihres Herrn zu rächen. Bald stürzte Dagobert's Streitroß durchstochen nieder, und Er war ein Gefangener.

Mit Triumph fesselten die Sieger den Ritter, führten ihn vom blutigen Schlachtfelde tiefer in den Wald hinein, und hielten Kriegsgericht über ihn. Bald waren sie einig, ihn in denselben Hungerthurm zu werfen, in welchem er seine Gattin und sein Kind unschuldig hatte verschmachten lassen.

Wie war es dem unglücklichen Dagobert zu Muthe, als er den schauerlichen Hungerthum vor sich erblickte, und mehrere Stimmen rufen hörte: »hinein mit dem Mörder, damit ihm vergolten werde, was er seit Jahren, und erst heute an unserm guten Herrn Böses verübt!«

Dagobert wollte sich sträuben; aber er mußte der Uebermacht unterliegen. Die Thüre des Thurmes ward geöffnet, und der Unglückliche in denselben geschleppt. Nun lag er in demselben schauerlichen Kerker, in den gerade heute vor sechs Jahren seine unschuldige Gattin geworfen worden war.

Die Thüre schnellte zu, und die Krieger entfernten sich unter schallendem Siegsgesang. Die Grausamen waren unter sich übereingekommen, überall bekannt

zu machen: Ritter Dagobert wäre auf dem Schlachtfelde gefallen, und hätte so sein Grab gefunden. Niemand zweifelte daran.

Sechstes Kapitel.

Gottes Erbarmung und Hülfe.

Ritter Dagobert lag in seinem schauerlichen Kerker etliche Minuten, wie besinnungslos, auf der harten Erde, und konnte sich vor Entsetzen lange nicht fassen. Unnennbar war in diesen ersten Augenblicken der Zustand seiner Seele, der an Wahnsinn und Verzweiflung grenzte. Mit geballter Faust und Zähneknirschen äußerte sich lautlos sein bis auf's Höchste empörtes Gemüth, bis es endlich unter schrecklichen Flüchen und Verwünschungen in Wuth ausbrach. Die Verwirrung seiner Seele, die Empörung seiner Sinne und das Kochen seines Blutes hätten den Zustand des Unglücklichen bis zur Raserei gebracht, würden nicht Gottes Gnade und eine endliche Erschöpfung aller Kräfte seinem unglückseligen Zustande ein Ziel gesetzt haben. Er ward durch stundenlanges Wüthen und Toben endlich so erschöpft, daß er laut- und regungslos lange Zeit auf der Erde saß, die eine Hand auf die glühende Stirne und die andere auf das pochende Herz gelegt, und sich wie in einem halb wachenden und halb träumenden Zustande befand. Sein Blut wurde allmählig kälter, das

Pochen seines Herzens schwächer und geregelter, sein aufgeregtes Gemüth ruhiger, und die Verwirrung seiner Seele, wie aller seiner Sinne, verschwand, wie ein Nebel, den die siegenden Stralen der Sonne durchbrechen und immer mehr und mehr zertheilen, bis er endlich im Sonnenlichte vollends verschwindet. Sein besseres Selbst hatte mit Gottes Gnade endlich gesiegt, und sein Geist gewann seine Fassung wieder. Jetzt war es ihm, als erwache er aus einem schrecklichen Traume, der beim Erwachen zur Wirklichkeit geworden ist.

„Gerechter Gott!“ rief er endlich aus, »wie schrecklich hast Du mir vergolten! Ich hier, in demselben Thurme, lebendig in demselben Grabe, worin ich mein unschuldiges Weib und Kind vor Hunger und Durst verschmachten, und so eines langsamen und schrecklichen Todes sterben ließ! Ich hier, lebendig begraben! — Aber waren es nicht auch mein armes Weib und Kind? Und welch ein Unterschied zwischen ihnen und mir! Sie unschuldig, ich aber schuldig. Ja, ich Elender habe dieses schreckliche Grab und diesen qualvollen Tod verdient.“ Hier schwieg der Ritter; denn es durchschauerte ihn eine fürchterliche Todesangst.

„Aber ach, Du barmherziger Gott!“ fuhr er in seinem Selbstgespräche wieder fort, »werde ich auch Muth haben, wie ein Mann, an diesem schauerlichen Orte zu sterben? — oder wird mich die Verzweiflung umfassen, wenn sich mir der Tod in langsamen Schritten naht, und mir bei jedem Schritt, bis zum letzten Athemzug, alle Qual des Todes em=

pfinden läßt? Daß ich doch den Tod auf dem Schlachtfelde, wo ich ihn nicht fürchtete, gefunden hätte! Nun hätte ich es schon überstanden, und ich wäre doch auf dem Feld der Ehre und, wie es sich für einen Ritter geziemt, eines Heldentodts gestorben. Aber wäre mein Tod auch der eines Gerechten gewesen? — Wäre ich nicht dort, wie hier, als ein Verbrecher, ja als der Mörder meines unschuldigen, Weibes und Kindes gestorben? — Großer Gott! wenn ich jetzt schon vor deinem Richterstuhl stände und aus Deinem Munde mein Urtheil vernähme, das für eine ganze Ewigkeit entscheidet, wie schrecklich wäre jetzt schon mein Schicksal! — mein Schicksal auf ewig! Ich, ein so großer Verbrecher, ohne wahre Reue und Buße, ohne aufrichtige Bekehrung, vor Gottes gerechtem Richterstuhl! — O, barmherziger, langmüthiger Gott! ich danke Dir, daß ich noch lebe, noch nicht unter den Todten, noch nicht unter den Verdammten bin.“

Hier schwieg der Unglückliche, und Thränen aufrichtiger Reue entronnen seinem Auge. Immer klarer erkannte er den unseligen und schrecklichen Zustand seiner Seele, und immer schmerzvoller, aber auch heilsamer, ward die Reue seines zerknirschten Herzens. Jetzt erst, wo der Schmerz der Reue sein Inneres zu verzehren drohte, jetzt, in der Stunde der höchsten Noth, fühlte sein Herz, wie noch nie in seinem Leben, das Bedürfniß des Gebetes und der göttlichen Gnade. Ein Glück für ihn, daß er bei seinen großen Verirrungen und Vergehen noch nicht allen Glauben aus dem Herzen verloren, daß

aus seinem frühern frommen Leben noch einzelne Lichtfunken in seiner Seele geblieben; denn im entgegengesetzten Falle hätte sich sein Herz der Reue wahrscheinlich nicht so bald, oder vielleicht auch gar nicht geöffnet, und seine erschütterte Seele sich nicht mit so viel Vertrauen zu Gott, dem Allbarmherzigen, und zu seinem Heiland und Erlöser gewendet. Und abermals ein Glück für ihn, daß seine fromme Gattin, in Vereinigung mit der guten Anna und Susanna, täglich aus gläubiger Seele inbrünstige Gebete himmelwärts, zu Gott dem Erlöser, sandte, ihn fast täglich in das heilige Meßopfer einschloß, und, so zu sagen, fast Tag und Nacht um seine Bekehrung und Rettung seiner Seele flehte. Konnte wohl ein Sünder, für den so viel, so gläubig, so inbrünstig gebetet wurde, ohne Bekehrung sterben und ewig verloren gehen? Dagobert knieete zerknirschten Herzens zum Gebete nieder, und streckte mit gläubigem Hülferuf beide Arme, wie ein Schiffbrüchiger nach dem schwimmenden Brette, nach Gott, dem allerbarmenden Vater, aus.

»O, barmherziger Gott! — allerbarmender Heiland!« rief er aus der Tiefe der Seele, »erbarme Dich meiner, und sei mir armen Sünder gnädig! Ich will mich bekehren, will bis zum lezten Athemzuge meine Sünden bitterlich beweinen. Ach, Gnade, Gnade einem Verbrecher, einem Mörder!« —

Nun floßen häufiger seine Thränen; es waren Thränen einer aufrichtigen Reue und ernstlichen Buße. Er empfand in seinem Innern ein Weh, als wolle das Herz ihm brechen. Doch nahm mit dem Schmerz

der Reue auch sein Vertrauen auf Gottes Erbarmung zu. Er zweifelte nun nicht mehr an Gottes grundloser Barmherzigkeit, wohl aber daran, ob er auch schon die rechte Selbstkenntniß und die wahre Reue habe, um so mehr an der Pforte der Ewigkeit nicht in Furcht und Angst verzagen zu müssen. Er stieg daher in die Tiefe seines Herzens hinab, um darin mit den Augen des Geistes, die ihm der heilige Geist geöffnet hatte, zu forschen, ja die geheimsten Falten desselben aufzudecken.

„Ach, Gott!“ sprach er alsdann mit dem Tone des tiefsten Schmerzes, „wie schwer sind doch meine Sünden, wie zahlreich meine Vergehen und wie groß meine Schuld! Wie tief bin ich doch gefallen und wie gottlos geworden! Dahin hat mich mein Stolz und Eigendünkel gebracht. Wie gut und glücklich war ich nicht damals noch, wo ich vor meinem Gewissensrath, dem ehrwürdigen Burgkaplan, kein Geheimniß hatte, ihm recht oft in der heil. Beichte das Herz aufschloß, ihn um Rath bat, und immer treu seinen Rath befolgte! Ach, damals war das heil. Abendmahl der Gegenstand meiner heißesten Sehnsucht und meiner tiefsten Verehrung, war mir eine Quelle des Trostes und der Kraft, eine Quelle der reinsten Seelenfreuden. Wie ehrwürdig waren mir damals alle Anstalten und Priester der heil. Kirche, wie heilig ihre Lehre und Vorschriften, wie freudig erfüllte ich Gottes heilige Gebote und wie ruhig war mein Gewissen! Und das Gebet war damals meiner Seele täglich ein so nothwendiges Bedürfniß, wie meinem

Leibe die tägliche Speise und meinem Athmen die frische Luft.

Aber ach! wie sobald ist es anders mit mir geworden! Da, wo ich mich aus Eigendünkel dem Beichtvater und Gewissensrath entfremdete, seine Nähe floh, sein Wort verachtete und seinen geistlichen Rath entbehren zu können wähnte, ward ich zugleich auch Gott, der Kirche und Religion entfremdet, und immer mehr vom Bösen umstrickt. Da, wo ich meinte, ich bedürfe keines Seelenführers, keines Sittenrichters, sondern mich selbstständig und frei wähnte, war ich schon im Labyrinthe des Irrthums und Lasters gefangen und ein niedriger Sklave meiner Leidenschaft geworden. Nun war mein Geist so verblendet und mein Herz so verkehrt, daß ich Freunde für Feinde, und umgekehrt, Feinde für Freunde hielt. Wenn der ehrwürdige, wahrhaft väterlich gesinnte Burgkaplan, oder meine fromme, seelengute Bertha, mir in Vertraulichkeit ein Wort der Mahnung, oder Warnung sprechen wollten, wenn sie mich unter Thränen wahrer Freundschaft um mein Zutrauen baten, da spottete mein argwöhnisches Herz ihrer Worte und ihrer Thränen, und ich schenkte einem vollendeten Bösewicht, dem gottlosen Bruno, den ich als meinen Todfeind hätte fliehen sollen, mein ganzes Zutrauen. Und meinem edlen Freunde, dem Kuno von Weißenfels, der meiner Leidenschaft nicht schmeicheln, sondern durch Worte der Wahrheit mir nützen wollte, verschloß ich für immer die Thüre, öffnete aber dem Schändlichsten der Lügner und Verläumder, dem gottlosen Verräther und Verführer,

Thüre und Herz. Und ach, in welchem verkehrten Verhältnisse stand ich erst zu Dir, mein langmüthiger Gott, und zu meinem eigenen Gewissen! Durch acht unglückselige Jahre hat mein Herz nie mehr mit Liebe und Freude an Dich, meinen Gott, gedacht, und wenn je einmal ein Gedanke an Dich in meinem Herzen auftauchen wollte, so gab ich gottvergessener Thor mir alle Mühe, ihn ja schnell wieder zu ersticken. Denn ich wähnte in meiner heillosen Verblendung, Du wärest mir nicht nahe, wenn ich Dir ferne blieb, und ich hätte Deine Strafe nicht zu fürchten, wenn ich Deiner nicht mehr gedächte. Und ach, Du allgütiger Gott, warst mir doch immer so nahe, hattest mich bald durch mein Gewissen, bald durch Dein heiliges Wort und bald durch Freunde und allerlei Ereignisse vor dem Verderben gewarnt, dem ich, wie ein Unsinniger, entgegeneilte. Aber ich Gottvergessener achtete nicht darauf. Und so wurde ich denn bälder, als ich es merkte, zu einem Verbrecher reif; ja reif zum Mörder meines unschuldigen Weibes und Kindes!«

Hier brach Dagobert in lautes Weinen aus. »Ach hier, in diesem schauerlichen Kerker,« fuhr er schluchzend wieder fort, »waren die Unschuldigen lebendig begraben; hier haben sie geweint, gejammert und um Hülfe geschrieen, und ich hätte die Unglücklichen retten, ihnen das Leben schenken können; aber ich Wüthrich ließ sie elendiglich verschmachten, des qualvollsten Todes sterben! Gesetzt, meine Bertha wäre wirklich schuldig gewesen, hätte sie aber dann eine so entsetzliche Strafe verdient? Und das arme

Kind! was hätte dabei dieser Engel verschuldet? Ja, nie hätte ein Kind die Sünde der Mutter büßen sollen, an der es als unschuldiger Säugling niemals eine Schuld tragen konnte. Nun aber war die Mutter so unschuldig, wie das Kind. Und ich konnte sie ohne Verhör verurtheilen, konnte sie zum schrecklichsten Tode verdammen?! Das war eine teuflische That. So, wie ich, kann nur ein Mensch handeln, in dem alles Gefühl der Gerechtigkeit und Menschlichkeit erstorben, und aus dessen Seele der gute Geist gewichen ist. So verurtheilen die grausamsten Tyrannen die größten Verbrecher nicht. Und, o unerhörte Verblendung! ich meinte damals, als ich das ungerechteste Urtheil sprach, wie gerecht ich wäre; ja ich wähnte vielmehr, daß mir allein Unrecht geschehen sei. Dahin kommt also der Mensch, der als Sklave seiner Leidenschaften der Macht des Bösen verfallen und an Kopf und Herz verkehret ist. Und dahin ist es mit mir gekommen. O, wie reuet es mich, daß ich den väterlichen Ermahnungen meines Beichtvaters, den Bitten und Thränen meiner Gattin, den Warnungen Gottes und der Stimme meines Gewissens kein Gehör gegeben, und meine Leidenschaften nicht sogleich im Keime ersticket habe! Wie viel Böses wäre dann nicht geschehen! Ich hätte Gott nicht so schrecklich beleïdigt, wäre kein Verbrecher geworden, hätte nicht der Unschuld das Leben und meiner Seele das Heil geraubt; ja ich wäre vielmehr gut und glücklich geblieben, und hätte das Glück Jener vermehrt, denen ich nur Leiden, Qual und Tod bereitet habe. O, daß ich das Geschehene un-

geschehen machen könnte, und meinen allgütigen Gott und so viele gute Menschen nie beleidigt hätte! Da ich dies nicht mehr ändern konnte, so hätte ich doch früher schon thun sollen, was mir so leicht möglich war: ich hätte mich reumüthig und bußfertig und von ganzem Herzen gleich nach dem begangenen Verbrechen zu Gott bekehren sollen. Allein dies habe ich nicht gethan, bin unbußfertig und verstockten Herzens geblieben; obwohl eine innere Stimme, die mich oft, wie ein plötzlicher Donnerknall, oder wie ein Feuerlärm in stiller Mitternacht, aus dem Sündenschlummer aufschreckte, mich mit dringender Macht dazu aufforderte. In meiner schrecklichen Verblendung und falschen Sicherheit hielt ich zwar den augenblicken Anflug von Reue schon für wirkliche Reue, und, wie es mir jetz erst ganz klar geworden, war es weiter Nichts, als ein vorübergehendes ängstliches und quälendes Gefühl, das die Macht des bösen Gewissens durch plötzliche Erschütterung auf Augenblicke in meinem Innern hervorbrachte. O, Gott! so verblendet, so schrecklich verkehrt war mein Herz! Darum schmerzt es mich unendlich, daß ich, o mein Gott, Deiner Gnade so lange wiederstrebte, Deine unbegränzte Langmuth mißbrauchte, und dem frommen Diener Deiner heil. Kirche, meinem ehrwürdigen Beichtvater, sechs Jahre hindurch kein Gehör mehr gab. Ach, der eifrige Seelsorger ging mir, wie ein Hirt dem verlornen Schäflein, unermüdet nach, um mich zu finden und wieder in dem Schooß der heil. Kirche, die ich frech verlassen und trotzig verachtet habe, zurückführen. Allein, ich verblende=

ker Thor! verachtete den heiligen Mann, und floh ihn, wie einen Menschen, der mich quälen und mein Herz aus seiner falschen Ruhe und Sicherheit aufrütteln wollte. Ja, es war nicht anders, als hätte ich mich davor gefürchtet, es möchte dem guten Seelsorger gelingen, mich zu bekehren. Und so war es auch wirklich. In mancher Stunde der schrecklichen Gewissensangst wünschte ich, bekehrt zu sein, zitterte aber schon vor dem leisesten Gedanken an meine Bekehrung. Warum empfand doch meine Seele bei diesen Gedanken einen so peinlichen Widerwillen? Ach, das muß eine Wirkung der Macht des Bösen sein! Ja, ich mußte der Macht des Bösen schon ganz verfallen gewesen sein; sonst hätte ich nicht meinen ehrwürdigen Burgkaplan verächtlich von mir weisen können, als er mich gestern unter Thränen und mit aufgehobenen Händen bat: ich möchte doch die heil. Sakramente empfangen, bevor ich in die gefahrvolle Fehde ginge.

Ja, ich muß ein vollendeter Bösewicht geworden sein; sonst hätte ich nicht den großmüthigen Weißenfels gerade in dem Augenblicke mit meinem Schwerte tödten können, wo er mit lauter Stimme seinen Reisigen zurief: »Schonet das Leben des Ritters Dagobert von Eisenburg!« — Der Unschuldige wollte dem Schuldigen großmüthig das Leben erhalten, und ich Verworfener lechzte, von teuflischer Rache getrieben, nach dem Blute des Unschuldigen und nahm ihm das Leben. O, gerechter und allgütiger Gott! wie langmüthig hast Du meinem lasterhaften und verbrecherischen Leben zugesehen, wie lange hast Du

mich noch unter den Lebendigen geduldet! Ach, ich möchte in Schmerz und Thränen zerfließen, wenn ich zurückblicke auf das Leben meiner letzten acht Jahre, das nur eine Kette von Sünden, Lastern und Verbrechen ist. Wie kann ich in so kurzer Zeit, die ich noch zu leben habe, so viel Böses genug bereuen und beweinen!?« — Hier schwieg der bußfertige Sünder, und weinte bitterlich. Noch lange Zeit lag er flehend und weinend auf den Knieen, und mit der Reue wuchs auch sein Vertrauen auf Gottes Gnade und Erbarmung.

»O, mein Herr und Gott, mein Heiland und Erlöser!« flehte er mit lauter Stimme, „zu wem anders, als zur Dir, kann ich in meiner Angst und Noth meine Zuflucht nehmen? Wie der Schächer am Kreuze, rufe ich mit zerknirschtem Herzen zu Dir um Gnade und Erbarmen. O, mein erbarmungsvollster Erlöser! sprich auch mir das troſtreiche und heilvolle Wort der „Gnade und Verzeihung« aus. Du bist ja auch für mich armen Sünder am Kreuze gestorben, hast auch für mich Dein kostbares Blut vergossen. Ach, laß Deinen gnadenvollen Erlösungstod an mir nicht verloren gehen! Ich bin zwar Deiner Liebe, Deiner Huld und Gnade nicht werth. Aber meine Seele will gerettet sein, und nur Du, o bester Heiland! nur Du allein kannst sie vom ewigen Verderben retten. Du kennst ja die Reue meines Herzens, und weißt, wie sehr es mich schmerzt, daß ich gegen Dich und Deine heilige Kirche so schwer gesündiget habe. O, daß ich jetzt den Priester hätte, den ich gestern verächtlich von mir gewiesen, daß ich

jene heiligen Sakramente empfangen könnte, die ich so gering geschätzt, was wäre das nicht für ein Glück für meine trostlose Seele! Aber, o Herr, ewiger Erbarmer! sprich Du nur ein Wort, und es wird meine Seele gesund, — sie ist gerettet auf ewig. O, ich will in dieser Todengruft geduldig leiden, gerne sterben; denn ich habe diesen qualvollen Tod zehnfach verdient; nur laß mich nicht ohne Kraft und Trost, und nimm meine Seele in Gnaden auf.

Und Du, o heilige Jungfrau Maria, Mutter meines Erlösers, und ihr Engel und Heilige dort oben, habt Erbarmen mit mir, und bittet für mich jetzt und in der Stunde meines Absterbens!

Auch euch, verklärte Geister, euch derer Gebeine hier in dieser schauerlichen Todtengruft ruhen, flehe ich um Verzeihung an. Ach, verklaget mich nicht vor Gottes Richterstuhl, fordert nicht Strafe für das unschuldig vergossene Blut! Nein! bittet, o bittet für mich, daß ich vor Gott, dem gerechten Richter, Gnade finden, und dereinst gewürdiget werden möge, euch im Himmel wieder zu finden.“ —

So bereitete sich Dagobert unter aufrichtiger Buße und Reue auf seine Todesstunde vor, und dachte mit keinem Gedanken daran, daß zu seiner Befreiung aus dem Hungerthurme noch Möglichkeit vorhanden wäre. Denn seine reumüthige Seele war einzig nur mit Gott und mit den Gedanken an den Tod und an die Ewigkeit beschäftigt. Wir überlassen den Ritter seiner heilsamen Reue, empfehlen ihn der Huld und dem allmächtigen Schutze Gottes, und begeben

uns vom Hungerthurme geraden Wegs in Walthers stille und friedliche Wohnung, um nachzufragen, wie es daselbst während den sechs Jahren den guten Leuten, hauptsächlich aber unserm lieben kleinen Wunibald, ergangen sei? Nun sind wird dort, und erfahren recht viel Gutes und Erfreuliches, das gewiß unsre herzliche Theilnahme in Anspruch nehmen wird.

Von der Stunde an, in der unser lieber kleiner Wunibald auf eine wundersame Weise in Walthers Haus gekommen und Oswald's theures Brüderchen geworden war, waltete Gottes Segen in noch größerer Fülle, als zuvor, über dieser stillen Behausung des Friedens. Darum sprach auch Walther einmal zu seiner Gattin: „Wie doch der liebe Gott jede gute That hienieden schon so reichlich lohnt! Mit dem kleinen Wunibald ist ein wahrer Schutzgeist in unser Haus gekommen; denn seither gelingt uns Alles noch so gut, und noch hat kein Unfall, auch nicht der mindeste, uns getroffen. Und wie groß, schön und ungetrübt unser Elternfreuden sind!“

„Ja, der liebe Kleine ist ein wahrer Engel,“ versetzte Amalie, „und dient täglich zum Schutze unsers etwas zu lebhaften Oswalds. Wie oft schon sah und hörte ich insgeheim zu meiner stillen Freude zu, wie der sanfte Wunibald den raschen Oswald durch Bitten von gefährlichen Spielen abhielt, und durch Nachgibigkeit dessen Zorn besänftigte! Ja ich bin vollkommen überzeugt, daß unser Oswald nicht so fromm und gut geworden wäre, hätte er nicht in dem so liebenswürdigen Wunibald einen Bruder erhalten, dessen Tugenden ihm täglich und stündlich ein

Vorbild sind, das er mit herzlicher Bruderliebe fast unbemerkt nachahmt. Ich halte den Tag für den glücklichsten unsers Lebens, an welchem du lieber, Walter, die arme Waise gefunden und in meine Arme gebracht hast. Ja, ich danke Gott von Herzen, daß wir nun statt eines, zwei so gute und gehorsame Kinder haben. Ich liebe aber auch Beide mit gleicher Zärtlichkeit. Ja, wenn der liebe Gott mir eines von Beiden zu sich nehmen und mir die Wahl lassen wollte, wahrlich! Da wäre mein Herz auf der Folter, ich würde verstummen, und könnte nicht wählen.« —

Auch Walther theilte mit seiner Gattin diese herzliche Zuneigung für die beiden liebenswürdigen Knaben. Und wir freuen uns recht innig darüber, da wir schon von vorneherein zu Wunibald eine gewisse Vorliebe haben. Es ist ja das Kind jener unglücklichen Eltern, deren jammervolles Schicksal uns in's innigste Mitleid zieht. Und wünschen wir nicht von Herzen, daß es ihm recht wohl ergehe, und der allmächtige Gott es noch einmal so fügen möchte, daß die Tugend dereinst Jene wieder vereinigen würde, welche das Laster getrennt hat?

Nun hatte der kleine Wunibald, der Eltern und des Bruders Liebling, schon bereits sechs glückliche Jahre in dem einsamen Jägerhaus verlebt, und er wußte noch nicht, daß Walther und Amalie nur seine Pflegeeltern seien. Er konnte es aber auch nicht wissen; da ihn weder ein Wort noch eine Handlung zwischen ihm und Oswald nur den mindesten Unterschied errathen ließ. Er liebte und ehrte aber auch sowohl den Vater, als die Mutter, wie nur ein gutes Kind

seine leiblichen Eltern lieben und ehren kann. Und die beiden Brüder liebten einander so zärtlich, daß man von ihnen sagen kann: es habe sich der Eine so in den Andern hineingelebt, daß Beide nur eines Herzens und eines Sinnes waren.

Eines Tages, — es war der dritte Tag, den der unglückliche Ritter Dagobert unter Todesqual im Hungerthurme verseufzte, — verließen diese zwei liebenswürdigen Brüder, Hand in Hand und mit zwei weißen Körbchen, das elterliche Haus, und drangen unter muntern Gesprächen immer tiefer in den Wald hinein, um reife Erdbeeren zu suchen. Ihr Gespräch war so gemüthlich und lobenswerth, daß wir es hier nochmals wiederholen müssen.

Oswald. O, der wunderschöne Tag! Horch, lieber Wunibald! selbst die lieben Vögelein haben eine Freude; denn so schön und so munter, wie heute, habe ich sie schon lange nicht mehr singen gehört.

Wunibald. Auch die Blümchen dort kommen mir heute schöner vor, als sonst. Und sind nicht auch wir heute ganz besonders froh und heiter? — Der liebe Gott ist doch ein recht gütiger Vater! Er macht nicht nur den Menschen, sondern auch den Thierlein eine Freude. Nicht wahr, lieber Oswald, wir wollen immer recht fromm und gut sein, damit wir dem lieben Gott auch Freude machen? —

Oswald. Ja, lieber Wunibald, und zwar heute schon wollen wir dem lieben Gott eine Freude machen. Wir wollen ja reife Erdbeeren suchen, um unsern lieben Eltern, die sie so gerne essen, auf den Abend damit eine Freude zu bereiten. Und du wirst

ja wohl noch wissen, was uns die liebe Mutter erst vor einigen Tagen sagte?

Wunibald. Ja, wohl weiß ich es noch. Sie hat uns gesagt: wenn wir den Menschen eine Freude machen, so nehme sie der liebe Gott so auf, als hätten wir sie Ihm selbst gemacht. Aber wir haben den Menschen, besonders den guten Eltern, noch so wenige Freuden machen können!

Oswald. Wir sind halt noch Kinder. Aber wenn wir einmal groß sind, so groß, wie unser Vater; dann wollen wir den lieben Eltern und allen Menschen erst recht viele und große Freuden machen. Nicht wahr, lieber Wunibald?

Wunibald. Ja, aber als Kinder schon wollen wir den Eltern und allen Menschen täglich damit eine Freude machen, daß wir gegen unsre guten Eltern immer gehorsam und dankbar und gegen alle Menschen freundlich und gefällig sind. Wir wollen darum heute nicht nur Erdbeeren suchen, sondern auch den Worten der lieben Mutter gehorchen, mit denen sie uns noch nachgerufen hat: »Kinder!« hat sie gerufen, »gehet nicht zu tief in den Wald, damit ihr nicht verirrt, und steiget auf keine Bäume, ihr könntet sonst herunterfallen, und bleibet nicht zu lange aus!«

Oswald. Ei, Wunibald, komm' und sieh! Alles roth, wo man nur hinblickt, Erdbeeren, Erdbeeren genug! Der Boden ist wie mit lauter Erdbeeren überstreut.« —

Das war eine Freude für die guten Knaben! Sie pflückten hurtig von den reifsten Erdbeeren in ihre Körbchen, und sahen vor Eifer lange nicht mehr auf.

Doch war der Platz bald leer und ihre Körbchen noch nicht voll. Sie drangen tiefer in das Gehölz hinein; und begrüßten bald wieder mit Jubel einen frischen Erdbeerenplatz. Ihre Freude und ihr Eifer war so groß gewesen, daß sie, als beide Körbchen bis oben mit den reifsten Erdbeeren angefüllt waren, nicht mehr wußten, woher und wohinaus? Jeder von den Knaben wollte den Heimweg am besten wissen, und bald mußten sie erfahren, daß ihn keiner mehr wisse.

„Wir müssen den Weg suchen, wo das steinerne Kreuz steht," sprach Oswald halbverzagt, „und wenn wir nur einmal bei dem Kreuze sind; dann weiß ich den Weg nach Hause wieder ganz gut."

„Wir wollen zuerst niederknieen und den lieben Gott bitten, daß Er uns wieder auf den rechten Weg führen wolle," versetzte Wunibald mit einer Thräne im Auge, und sank sogleich auf die Kniee nieder und faltete fromm die kleinen Hände zum Gebet. Oswald that desgleichen.

Nach einem kurzen, aber recht herzlichen Gebete, zogen die Knaben mit erneuertem Muthe und Gottvertrauen weiter. Sie mochten in der Richtung, die sie nicht ohne göttliche Fügung genommen, wohl mehr als eine Stunde weit gegangen sein, hatten aber weder den Weg, noch das steinerne Kreuz daran, entdeckt. Schon wollte der Muth ihnen sinken, als Wunibald plötzlich mit Jubel ausrief: „Ein Haus, ein Haus! Siehst du es, lieber Oswald, hinter jenen Bäumen dort, im Dunkeln?"

Oswald. Ich sehe es; aber wenn nur auch

Leute darin wohnen! Wir wollen sie dann bitten, daß sie uns den Weg nach unsrem Hause zeigen.

Wunibald. Das ist ein altes, rußiges Haus! Sieht ja aus, wie der schwarze, alte Kirchthurm in Riedbach. Darin wohnen gewiß keine Menschen; denn man erblickt ja nirgends ein Fenster.

Oswald. Wenn nur nicht Räuber und Mörder darin wohnen! Ach, Wunibald! es schaudert mich beim Anblick dieses unheimlichen Hauses! Könnte es wohl der Hungerthurm sein, von dem uns unsere alte Katharina schon so schreckliche Dinge erzählte?! Wenn wir nur schon wieder fort und auf dem rechten Wege wären!

Wunibald. Lieber Oswald! wir wollen beten und auf den lieben Gott vertrauen, und es wird uns Niemand Etwas zu Leide thun. Wir wollen den Rath der lieben Mutter befolgen und das fromme Lied singen, das sie uns gelehrt und von dem sie gesagt hat, daß wir es singen sollen, so oft wir in einer Noth seien, und der liebe Gott werde uns nicht verlassen. Ich meine, lieber Oswald, das Lied . . .

„vom Vertrauen auf Gott.“

So weit nur Gottes Welten reichen,
Reicht Seine Vaterlieb' und Treu';
Ob Berge sinken, Felsen weichen,
Sie wird mit jedem Tage neu.

„Ach, Gott! was höre ich?“ sprach der kaum noch belebende Ritter Dagobert mit gebrochener Stimme und mit einer Verwunderung, als wäre er schon in

einer bessern Welt vom Todesschlummer erwacht. Die kleinen Sänger fuhren fort:

Kein Vogel fällt vom Dach' herab,
Kein Haar von unserm Haupt',
Kein Sterblicher versinkt in's Grab,
Kein Bäumchen wird entlaubt;
Wenn Gottes hoher Wille nicht
Es gutheißt und erlaubt.

„Es ist Gesang," fuhr Dagobert in seiner höchsten Verwunderung fort; „welch' ein lieblicher, trostvoller Gesang! Sind es Engel Gottes, die mich auf den heißen Todeskampf vorbereiten, oder gute Kinder, die mich Armen, unbewußt, in meiner letzten Stunde trösten und zum Vertrauen auf Gott aufmuntern sollen?" — Die frommen Knaben sangen ungestört weiter:

Erheb' in stiller Einsamkeit
Zu Gott dein frommes Herz!
Gebet gibt hohe Freudigkeit,
Und lindert Noth und Schmerz.

Es macht das Schwere selbst dir leicht,
Und deine Seele rein;
Die Hoffnung wächst, die Sorge weicht,
Und Muth kehrt bei dir ein.

„Allmächtiger, allgütiger Gott!" seufzte Dagobert in seinem schauerlichen Kerker," wie wird's mir so wundersam um's Herz, und wie erwacht in meiner Brust von Neuem die Liebe zum Leben! O, barmherziger Gott! gib doch meiner schwachen Stimme die Kraft, daß ich um Hülfe schreien kann!" Jetzt sangen die Knaben die letzte Strophe des Liedes:

Schau' überall in die Natur,
Den Bach, den Baum die schöne Flur,
Den Vogel und das Blümchen hier:
„Es ist ein Gott!" — ruft Alles dir.
Wenn Trübsal kommt, verzage nicht,
Gott sendet Hilf' und Zuversicht.

„Hilfe, Hilfe, um Gotteswillen Hilfe einem armen Sterbenden!" schrie Dagobert mit der Anstrengung seiner letzten Kraft.

„Ach, Gott! was ist das?" riefen die Knaben erschrocken, und waren im Begriff davon zu eilen. Da erscholl es wieder dumpf aus dem Kerker des Thurmes herauf: „Um Jesu willen erbarmet euch eines Sterbenden!"

„Halt, Wunibald!" rief Oswald seinem jüngern Bruder zu, der vor Schrecken an allen Gliedern des Leibes zitterte, „es muß ein unglücklicher Mensch in diesem Thurme sein, der um Hilfe schreit. Er fleht um Jesu willen, und so kann es kein böser Mensch sein, vor dem wir uns zu fürchten hätten."

Wunibald. Ja, horch'! so eben ruft er wieder in Jesu Namen. Ein Mensch, der Jesus liebt, kann ja nicht böse, er muß gewiß recht gut sein.

Oswald. Wir wollen daher wieder zum Thurme zurück, und den Unglücklichen fragen, was ihm fehle und womit wir ihm helfen können?

Wunibald. Ja, unsre lieben Eltern haben uns schon oft gesagt: es sei eine große Sünde, wenn man einem Unglücklichen aus der Noth helfen könne, ihn aber im Stiche lasse.

Oswald. He, wer da! — was fehlt Euch? — was können wir Euch thun? —

Dagobert. Ein Unglücklicher im Kerker, der bald vor Hunger und Durst sterben wird. O, reichet mir einen Trunk Wasser, sonst muß ich verschmachten.

Wunibald. Ich erblicke ja nirgends eine Thüre, nirgends ein Fenster; wie können wir denn zu dem unglücklichen Menschen kommen?! —

Oswald. Komm' hieher, Wunibald! hier in der Mauer ist eine kleine Oeffnung, ich will dich mit den Armen emporheben, bis du mit den Händen die Oeffnung erreichen und dich daran festhalten kannst. Ich hebe dich fest und lasse dich nicht fallen.

Wunibald. O, wie fürchterlich sieht's da drinnen aus! Ach, daß Gott erbarm'! da liegt ein Mann auf der bloßen Erde, er jammert, weint und seufzt. Ja, wenn ich recht sehe, so ist's ein Herr Ritter: ein Harnisch und ein Helm glänzt mir in die Augen. Armer, unglücklicher Herr Ritter! ach, wie gerne möchten wir Euch Wasser geben! aber wir haben leider keines, und wissen hier auch keines aufzusuchen. Doch Etwas haben wir, daß Euch für die Noth Durst und Hunger stillen kann. Wir haben Erdbeeren, ja gute, süße Erdbeeren. Wenn Ihr sie wollet, so geben wir Euch, so viel wir haben, beide volle Körbchen.

Dagobert. O, ihr englischen Kinder! gebt mir, was ihr habet und wollet.

Nun ließ sich Wunibald auf den Boden nieder, und beide Knaben beriethen sich, wie sie die Körbchen

mit den Erdbeeren in den Kerker hinabbringen konnten. Endlich fanden sie das rechte Mittel. Jeder Knabe zog sein Halstuch aus, und sie knüpften beide Tücher zusammen und dann an die Handhabe des einen Körbchens. Sogleich gingen sie an's Werk, das glücklich gelang. O, was für eine Labung gewährten die frischen Erdbeeren dem schmachtenden Ritter, der schon drei Tage ohne Trank und Speise war. In wenigen Augenblicken war das eine Körbchen leer. Aber der Schwache war doch für die höchste Noth erquickt. Er konnte wieder lauter und anhaltender sprechen, und erschöpfte sich in Lob- und Danksagung. Bald dankte er Gott, bald den guten Knaben, die er seine Engel in der Noth nannte, und konnte beinahe des Dankens nicht müde werden.

Wunibald. Da, unglücklicher Herr Ritter, ist noch das andere Körbchen mit Erdbeeren! Es freut uns von Herzen, wenn sie Euch recht laben und erquicken.

Oswald. Ja, Herr Ritter, Ihr dürfet sie nicht sparen, mein Bruder und ich wollen sogleich nach Hause eilen und Alles den Eltern erzählen. Und gewiß! unser Vateer wird heute noch zu Euch kommen und Speisen und Getränke mitbringen.

Wunibald. Ja, er wird noch mehr thun; er wird Euch aus diesem fürchterlichen Kerker befreien. Denn wir haben einen guten, recht guten Vater. Aber, guter Herr Ritter! wie seid Ihr denn in diesen schrecklichen Kerker gekommen? Gewiß haben Euch Räuber hier eingesperrt?

Dagobert. Räuber waren es nicht, aber doch auch keine guten Menschen. Doch wird Gott es ihnen verzeihen. Aber, liebe, engelgute Kinder! saget mir doch, wer eure Eltern sind.

Wunibald. Unser Vater heißt Walther und ist Förster, und unser Haus ist nicht gar weit von hier. Aber lieber Herr Ritter, mein Bruder und ich sind im Walde verirrt und können den Heimweg nicht mehr finden!

Dagobert. O, da kann ich euch, liebe Kinder einen kleinen Gegendienst erweisen; denn ich kenne eure vortrefflichen Eltern recht gut, und weiß auch den Weg, der von hier nach dem väterlichen Hause führt. Wie ich merke, neigt sich die Sonne schon zum Untergange. Merket nun auf, gute Kinder! Im Hinweggehen von da laufet ihr geradezu der Sonne entgegen, und etwa hundert Schritte von hier kommet ihr dann in einen gebahnten Weg. Auf diesem Wege wendet ihr euch rechts, und bleibet immer auf demselben Wege, bis ihr zu einem steinernen Kreuze gelanget.

„O, wenn wir einmal beim Kreuze sind, dann ist uns der Weg nach Hause recht wohl bekannt!“ erwiederten die Knaben unter Jubel und Freude. Sie trösteten den unglücklichen Ritter auf kindliche Weise mit der nochmaligen Versicherung, daß diesen Abend noch mit Gottes Hilfe für ihn Rettung kommen werde, und entfernten sich unter herzlichen Glückwünschen.

Dagobert war im Gemüthe so ergriffen und bewegt, daß er das, was so ganz unerwartet kam, kaum fassen konnte. Die vortrefflichen Knaben wa-

ren schon weit entfernt, als er, wie zu ihnen selbst, noch lange Worte der Dankbarkeit sprach. Das Ganze hätte er für einen angenehmen Traum gehalten, würden ihn nicht die zwei Körbchen, von denen das Eine noch mit Erdbeeren voll angefüllt war, wie seine körperliche Erquickung, von der Wirklichkeit dessen überzeugt haben.

„Großer Gott!" rief er unter Thränen des Dankes und der Freude aus, „ist es möglich? — ich darf also noch nicht sterben, noch nicht erscheinen vor Gottes gerechten Richterstuhle, sondern soll heute noch wieder diesem Leben und der Freiheit zurückgegeben werden? Diese göttliche Fügung kann ich nicht begreifen; aber ich will sie in Demuth anbeten, und daraus die Wahrheit erkennen, daß meine Bekehrung vor Gott, der nicht des Sünders Tod will, sondern daß er sich bekehre und lebe, somit noch nicht die rechte sein müsse. Auch habe ich mein schwaches Herz noch lange nicht so recht gekannt, wie ich vor kurzem noch wähnte. Ich wähnte, mein Herz wäre der Welt und Allem, was darin ist, schon vollends abgestorben; allein so ist es nicht. Kaum hatte ich in meiner Nähe Menschenstimmen vernommen; so war schon in meiner Brust die Liebe zum Leben und zur Freiheit wieder mit neuer Kraft erwacht. Nun aber muß mir eine noch längere Lebensfrist zu meiner vollkommenen Bekehrung nöthig sein; sonst würde sie mir die allweiseste Vorsehung Gottes nicht schenken wollen."

„O, allweiser und allgütiger Gott! Der Du dem Menschen Alles nur zum Besten leitest, verleihe mir die Gnade, daß die noch längere Lebensfrist, die Du

mir hienieden noch schenken willst, nur zu Deiner Ehre und zu meiner vollkommenen Bekehrung und Besserung gereichen möge! Darum bitte ich Dich durch Jesus Christus, Deinen lieben Sohn und meinen Heiland und Erlöser, Amen!«

Die zwei edelmüthigen Knaben hatten glücklich den rechten Weg nach Hause gefunden, und das merkwürdige Ereigniß beim Hungerthurme den Eltern so rührend und erfolgreich erzählt, daß schon nach zwei Stunden der edle Walther mit einem vertrauten Jägerburschen und mit einem Vorrath von Speisen und Getränken beim Hungerthurme eingetroffen war. Und nicht lange, und — Dagobert war vom Hungertode gerettet, und aus dem schrecklichen Kerker befreit. Die mitgebrachten Speisen und Getränke hatten ihn bald so erquickt und gestärkt, daß er ohne weitere Unterstützung die Flucht aus der unheilvollen Gegend noch denselben Abend ergreifen konnte.

„Dank, unaussprechlicher Dank, edler Mann!« rief Dagobert beim Abschied in Walthers Armen unter einem Strom von Thränen aus. „In Jerusalem, am heiligen Grabe des Erlösers, will ich Euch, Euern vortrefflichen, engelguten Kindern, ja Euerm ganzen Hause jenen göttlichen Segen erflehen, der fortdauert in alle ewigen Zeiten. Lebt wohl! — der Himmel Euer Lohn!« —

Siebentes Kapitel.

Das Kloster Marienthal.

Die Rettung des Ritters Dagobert aus dem Hungerthurme mußte uns eben so seltsam erscheinen, als sie dem Ritter selbst ganz unerwartet kam. Ja, seltsam ist es, daß einer der beiden Knaben, die Gottes Weisheit als die eigentlichen Werkzeuge zur Rettung des Unglücklichen auserkohren, dessen eigenes Kind war, das, zwar unbewußt, jenem Manne das Leben rettete, der es ihm und seiner Mutter rauben wollte. Und nicht minder seltsam ist es, daß der edle Walther dem unglücklichen Vater das Kind, und dem verwaisten Kinde den Vater an ein und derselben Stelle retten mußte, ohne nur im Mindesten zu ahnen, daß der Zeitpunkt, der Wunibald's geheimnißvolles Schicksal hätte entschleiern können, nun so nahe gelegen, aber auch wieder weiter, als zuvor, von ihm entrückt worden sei. Eben so wenig konnte auch Dagobert es ahnen, daß der gutmüthige Knabe, der durch die kleine Oeffnung mit ihm sprach und die süßen Erdbeeren, die ihn so sehr erquickten, in den schauerlichen Kerker hinunterließ, sein Wunibald, ja jenes Kind sei, für dessen Mörder er sich ganz sicher hielt und von dem er wähnte, daß seine Gebeine schon sechs Jahre lang bei denen seiner unglücklichen Mutter im Kerker des Hungerthurms ruhen. Am wenigsten aber konnte der kleine Wunibald

vermuthen, daß der unglückliche Ritter, an dessen Schicksal sein gutes Herz so innigen Antheil nahm, sein Vater sein könne; da er bis jetzt von keinem andern Vater wußte, als von dem, der ihn bisher liebevoll ernährte und erzog, und den auch sein Bruder »Vater« nannte. O, hätten sich hier, in dem so wichtigen Augenblicke, wo Vater und Sohn einander von Angesicht zu Angesicht sahen, Beide wieder erkannt, wie groß wäre ihre Freude, insbesondere aber die Beruhigung für Dagobert gewesen, der sich immer noch als dessen Mörder anklagte, und somit in dieser Welt nie wieder ganz glücklich werden konnte! Ja, hätte Dagobert hier, wo er sich vielleicht auf immer aus dieser Gegend entfernte, sein Kind wieder gefunden, gewiß! die traurige Geschichte hätte jetzt schon eine andere und freundlichere Wendung genommen; er wäre dann nicht geflohen, nicht ausgewandert, hätte seinem Kinde das elterliche Erbtheil wieder zu gewinnen gesucht, und es wäre ihm auch leicht gelungen; weil der edle Ritter von Weißenfels noch lebte, schon wieder auf dem Wege der Genesung war, und sich gewiß recht gerne mit Ritter Dagobert wieder ausgesöhnt hätte. Und wäre Dagobert mit Wunibald wieder auf der Eisenburg gewesen, wie schnell hätte sich nicht die Kunde davon im ganzen Gau verbreitet, wäre auch der unglücklichen Bertha zu Ohren gekommen, und das Ganze hätte sich glücklich geendet! Ja, die Unglücklichen hätten sich nach kurzer Trennung wieder gefunden, und mit der Versöhnung hätte auch ihr irdisches Glück wieder begonnen.

Nun aber hatte es Gott, dessen Rathschlüsse unerforschlich, aber allzeit gut und weise sind, anders beschlossen. Noch viele Jahre sollten Länder und Meere den Ritter Dagobert von den Seinigen trennen, und noch viele Leiden und schwere Prüfungen sollten ihn treffen und seine Seele läutern, bis endlich der Tag der Versöhnung kommen und ihm den verlornen Frieden wieder vollkommen zurückgeben würde. Wir wünschen dem Büßer eine glückliche Pilgerfahrt nach Jerusalem, und dem guten Wunibald eine recht lange Dauer seiner so glücklichen Verhältnisse, und wenden unsre Schritte nach der stillen Hütte der frommen Greisin Susanna, wo wir Bertha und Anna wieder zu finden hoffen.

Ja, wir finden die drei edlen Seelen in der friedlichen Hütte noch beisammen, aber wie? Ach, sieh! dort liegt auf dem Schmerzenlager eine weibliche Gestalt, von langer Krankheit abgezehrt, schwach und todtenblaß, — es war die 76jährige Greisin Susanna, und an ihrem Lager standen mit kummervollen Blicken und verweinten Augen Bertha und Anna, und ihnen zur Seite Susanna's tiefbetrübter Sohn, der wackere Anselm, und deren hoffnungsvoller Enkel Albert.

„Ach, meine Theuern!“ sprach die Kranke mit schwacher Stimme, „seid doch wegen meiner nicht gar so betrübt! Wenn mir heute oder morgen die Stunde des Abschieds schlägt, so kann doch Niemand sagen: sie habe mir zu früh geschlagen. Und einmal muß es ja doch geschieden sein. O, wie vielen Menschen half ich mittelst meiner Heilkräuter

und mit der Gnade Gottes das Leben verlängern! und doch sind die Meisten derselben schon gestorben und mir vorangegangen; obwohl nur Wenige von ihnen mein hohes Alter erreicht haben. Denn für den Tod ist auf der ganzen weiten Erde noch kein Kräutlein gewachsen; weil der Tod der Sünde Sold ist. Es wäre somit eine Sünde, wenn wir darüber klagen würden, daß ich nach 76 Jahren, in denen ich aus Gottes Hand so unendlich viele Wohlthaten empfangen, den Weg gehen muß, den doch der Tod allen Menschen vorgezeichnet hat. O, nein, mein Gott, Herr meines Lebens! ich will nicht klagen, und sollte mich der Tod heute schon zu Dir rufen; ich danke Dir vielmehr für jede verlebte Stunde, sowohl für die frohen, als für die trüben; ja ich danke Dir für Freud und Leid, und nehme auch den bittern Tod, wie vormals das Leben, mit Dank aus Deiner Hand. Weiß ich doch, daß selbst der Tod für die ein Gewinn ist, die Dich lieben und die im Glauben an Dich und an Dein göttliches Wort bis an das Ende verharren. Ja, mein Heiland und Erlöser, Dir habe ich gelebt, und auch Dir will ich sterben. Und die göttliche Schrift preist Alle selig, die schon in Dir, o Herr, entschlafen sind. Du hast den Tod und die Hölle überwunden, und Allen, die an Dich glauben und Dich lieben, das ewige Leben und die Auferweckung aus dem Grabe verheißen. Ach, Herr! nimm denn meine Seele gnädig auf, und erwecke dereinst auch meinen Leib zum ewigen Leben. Ja, bleibe mir, wie im Leben, so auch im Tode, mein Trost und meine Zuversicht!«

So sprach mit tiefster Rührung die fromme Su-

sanna, indem sie in den zitternden Händen ein Christusbild hielt und es am Schlusse ihrer Rede an die halberstorbenen Lippen drückte. Sie hatte sich sehr müde gesprochen, und legte das matte Haupt auf das Ruhekûssen nieder. Die Umstehenden aber unterdrückten ihren Schmerz, und nur im Verborgenen floß noch manche Thräne der Liebe und der Dankbarkeit.

Nach einer Stunde der Ruhe hob die schwache Kranke nochmals das müde Haupt empor, blickte ungemein freundlich auf die Umstehenden hin, und auf ihrem Munde lag ein süßes Lächeln, wie das einer Verklärten. Sie streckte ihre zitternde Hand aus, ergriff dem Albert und der Anna die Rechte, die sie ineinander legte, und sprach mit kaum vernehmbarer Stimme: „Meine Kinder! hier an meinem Sterbelager segne ich zum Voraus den heiligen Bund, den der Priester der heil. Kirche erst nach meinem Tode an der Stufe des Altars im Namen Gottes segnen wird. O, liebe Kinder! werdet ein tugendhaftes und glückliches Paar! Es ist mein letzter Wille, daß ihr, wie euern Vater, so auch die gnädige Frau von Eisenburg, die ihr als eure Mutter betrachten werdet, bis zu ihrem seligen Ende liebet und ehret und sie nie verlasset. Und du, mein Sohn, mein guter Anselm, wirst das Wenige, was ich dir hinterlasse, als ein Erbtheil für euch alle, und die gnädige Frau wie deine Schwester betrachten, sie ehren und beschützen. So lebet denn wohl, meine Lieben! bis wir uns alle dereinst dort drüben im Lande der Seligen wieder finden, — wiedersehen! — Gott mit euch, und — mit mir!« Hier schwieg die sterbende

Mutter, es waren ihre letzten Worte, ihr müdes Haupt sank auf die Küssen nieder, und es nahete ihr Ende. Sanft und friedlich, wie sie lebte, schlummerte sie ein, und die entseelte Hülle trug noch lange auf dem Angesichte die Spuren des schönen Geistes, der sie nun verlassen, bis er sie dereinst in einem verklärten Zustande auf ewig und in namenloser Seligkeit bewohnen wird. Groß war der Schmerz der Traurenden und zahlreich die Thränen, die sie nicht nur hier an ihrem Sterbelager, sondern noch recht oft und lange an ihrem Grabeshügel der Geliebten weinten. Sie schlummert auf dem Gottesacker zwischen den Grabeshügeln ihres seligen Mannes und der Frau ihres Sohnes Anselm. Und durch viele Jahre blühte unter Annas dankbarer Sorgfalt das Immergrün auf ihrem Grabeshügel, den eine Trauerweide beschattete.

Nach Susanna's Tod nahm der brave Anselm die unglückliche Frau von Eisenburg als seine Schwester und die gute Anna als seine künftige Schwiegertochter in seine eigene Wohnung auf, die er durch zwanzig glückliche Jahre mit seiner nun verstorbenen Gattin bewohnet hatte. Albert aber, der seit einem Jahre herrschaftlicher Förster und Jäger geworden war, bewohnte das kleine Jägerhaus, das etwa eine halbe Stunde weit von seinem väterlichen Hause entfernt lag.

Ungefähr nach vierzehn Tagen, als Bertha und Anna mit verweinten Augen vom Kirchhofe, auf dem die theure Susanna schlummerte, nach Hause kamen, fanden sie den jungen Förster Albert daselbst, der mit

trauriger Miene sie begrüßte, und es sehr bedauerte, daß er der gnädigen Frau eine traurige Botschaft zu überbringen habe.

„Ach, gnädige Frau, verzeihet mir!“ sprach der junge Mann mit einer Thräne im Auge, »daß ich Euch zu den noch frischen Wunden wieder neue und noch tiefere schlagen muß. Ich hätte Euch diese traurige Botschaft gerne verhehlt, aber es wäre von mir nicht recht gewesen; weil darin für Euer unglückliches Herz zugleich auch eine große und tröstliche Beruhigung liegt.«

Nun erzählte Albert, daß Benno, des Ritters von Weißenfels Diener, sterbend noch ihre Unschuld aufgedeckt, und Ritter Dagobert sogleich Kunde davon erhalten und sich vor Reue und Schmerz fast zu todt gegrämt habe; daß alsdann zwischen den beiden Rittern von Eisenburg und von Weißenfels eine blutige Fehde entstanden, und beide Ritter auf dem Schlachtfelde gefallen und des Heldentods gestorben seien. Er drückte dann auch sein Bedauern aus, daß er, ungeachtet aller fleißigen Nachforschung, dennoch des Ritters Begräbnißstätte nicht habe ausfindig machen können. Soviel habe er erfahren, daß feindliche Krieger den todtgefundenen Ritter Dagobert im Walde irgendwo begraben hätten.

Wer sich im Geiste in Berthas Lage versetzen kann, wird sich auch vorstellen können, wie es ihr bei dieser unerwarteten Nachricht zu Muthe gewesen sein müsse. Sie erblaßte, ihre Lippen zuckten krampfhaft und ihre Kniee wankten; sie mußte sich auf den nächsten Stuhl niedersetzen und sich von Anna unter-

stützen lassen. Nun folgte auf einige Augenblicke eine Grabesstille, und Berthas Haupt lag laut- und regungslos an Anna's Brust. Endlich erhob Bertha langsam das Haupt, ihrer gepreßten Brust entstieg ein schwerer Seufzer und ihren Augen entströmten die Thränen.

„Ach, Gott!“ seufzte sie mit gefalteten Händen und mit himmelwärts gerichteten Blicken, „so ist denn mein Dagobert nicht mehr! Schon deckt ein Grabhügel seinen Leichnam und schon ist seine Seele dort drüben, wo sie mich und das theure Kind zu finden wöhnte, und ich Unglückliche lebe noch hienieden, um die Nachricht von seinem Tode zu vernehmen, um ihn hier noch zu beweinen! O, ewiger Erbarmer! Du wirst doch seine reumüthige Seele in Gnaden aufgenommen haben?! — Das war ja seit sechs kummervollen Jahren der Hauptgegenstand meiner täglichen Gebete. Daß sich mein unglücklicher Dagobert hienieden noch bekehren, und Du, o allbarmherziger Gott, seine Seele retten und sie dereinst in Gnaden aufnehmen mögest, das, ja das war's, was ich Tag und Nacht für ihn von Dir erflehte. Und Du, mein Gott, mein bester Heiland! hast mein heißes Flehen erhört, hast es so gefügt, daß meine Unschuld an's Licht und die Reue meinem Gatten in's Herz gekommen; hast ihn sein Unrecht vor seinem Tode noch erkennen und seine Seele jenen Gnadenweg finden lassen, auf dem allein sie noch gerettet werden konnte.“

Nach diesen Worten sank die fromme Bertha auf die Kniee, und ihrer reinen Brust entstieg ein inbrünstiges Dankgebet für die Erbarmungen Gottes him-

melwärts. Sie flehte auch hier wieder zu Gott um Gnade und Erbarmen für ihre bestimmten Mörder, Bruno und Benno, betete für ihre Wohlthäter, und empfahl, gottergeben, auch ihre Seele und ihr ganzes Schicksal dem lieben Heiland und Erlöser.

„O, Herr! Dein Wille geschehe!“ flehte sie am Schlusse ihres Gebetes, „wie Du es bisher gefügt hast und es für die Zukunft noch fügen wirst, so ist es recht und gut, und wenn es auch meine Fassungskraft übersteigt und oft gegen die Wünsche meines schwachen Herzens sein mag. Denn Deine Wege und Deine Gedanken sind anders, als die der schwachen und kurzsichtigen Menschen; aber sie sind immer gut, ja am besten. Du, mein Heiland, weißt am besten, welcher Weg die Erdenkinder am sichersten zu ihrem Heile führt. Seitdem Du als unser Erlöser am Kreuze gestorben, und uns das ewige Heil daran erworben hast, ist der Kreuzweg für uns Sterbliche auch der beste und sicherste Heilsweg geworden. Darum, mein liebster Heiland, bin ich ganz willig bereit, das Kreuz, das Du mir zum Heile bestimmt hast, so lange und so weit zu tragen, als es Deine göttliche Weisheit zu meinem ewigen Heile für nothwendig findet. Nur bitte ich Dich, o Herr! um Kraft und Stärke dazu!“ —

Die Anwesenden, darunter vorzüglich der brave Anselm, bewunderten Bertha's Seelenstärke, und erbauten sich an ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit, mit der sie sich der väterlichen Leitung Gottes so treuherzig, wie ein gutes Kind der leitenden Hand der Mutter, überließ. Anna aber weinte gar bitterlich an

der Brust ihrer mütterlichen Freundin; denn Albert hatte von Dagobert's und Benno's Bekehrung erzählt, wußte aber Nichts von der Bekehrung ihres Vaters zu sagen, für den sie doch auch täglich zu Gott um Gnade und Erbarmen gefleht. Ja der Erzähler konnte von Bruno weiter Nichts berichten, als daß er in derselben Stunde, in welcher er die Kunde von dem Bekenntnisse des sterbenden Benno erhalten, aus der Eisenburg entflohen sei. Davon aber, wie Hunderte dem entwichenen Bruno geflucht und Gottes Rache über ihn vom Himmel gerufen, wollte der zartfühlende Albert aus Schonung für Anna Nichts erwähnen.

»Ach Gott!« sprach Anna unter Thränen, »so hat sich also mein Vater allein nicht bekehrt! Er muß nun, mit Schuld und Fluch beladen, wie einstens Kain, der Brudermörder, in der Welt umherirren, und wird nirgends Ruhe finden; weil Gottes Strafe und sein böses Gewissen ihn überallhin verfolgen. O, daß es Gott, dem Allerbarmer, gefallen möchte, auch sein Herz zur Buße und Reue zu rühren, damit auch seine Seele dereinst am Tage des Gerichts bei Gott noch Gnade finde. Er ist doch mein Vater, wenn er mir es auch im wahren Sinne des Wortes nie gewesen war; ich wünsche doch von Herzen, daß ich ihn dereinst mit meiner seligen Mutter im Himmel wieder finden würde.« —

„Bete und hoffe nur immer, meine Tochter!“ versetzte Bertha mit Rührung; „denn eine solche Gesinnung läßt der liebe Gott gewiß nicht unbelohnt. Ich habe deinem Vater, wie du weißt, liebe Anna,

schon längst von Herzen verziehen, und auch mein Dagobert und der Diener Benno werden sterbend ihm noch verziehen haben; denn ein reumüthiges Herz, das sich aufrichtig zu Gott bekehrt, weiß Nichts mehr von Rache, will nur Versöhnung. Und daß auch der liebe Gott deinen Vater noch einmal begnadigen und mit sich und dem Himmel aussöhnen möge, darum will ich selbst mit dir, gute Anna, in meinen täglichen Gebeten inbrünstig flehen. Glaube nur und hoffe, und auch dein Vater wird von Gott gewiß noch einmal für die Ewigkeit gerettet werden.« —

„O, beste Wohlthäterin!« rief Anna wie begeistert aus, „ja wenn Ihr, die Frömmste der Frauen, für meinen unglücklichen Vater betet; dann kann er nicht verloren gehen, er muß noch einmal gerettet werden! Ach, wie rührt mich Eure Liebe und Großmuth! Mein Vater wollte Euch verderben, und ihr betet für sein Heil, für die Rettung seiner Seele! Er haßte Euch, und hasset Euch vielleicht noch in diesem Augenblicke, und Ihr denket nur mit Liebe an ihn, und betet für ihn! O, daß doch alle Menschen so gut, so versöhnlich und so liebevoll wären!

„Ei, was, liebe Anna!« erwiederte die bescheidene Bertha, „mache doch nicht so viel Aufhebens mit Dingen, die sich bei Christen wie von selbst versteh'n. Wäre ich denn noch des Namens einer Christin würdig, wenn ich anders handelte, als mein Heiland gelehrt und Selbst auch gehandelt hat? Ist nicht die Liebe das höchste Gesetz im Christenthum, und hat nicht Christus Selbst die Feindesliebe gebo-

ten und sie selbst im Leben und im Tode gegen seine Todfeinde ausgeübt? Ich thue also Nichts weiter, als meine Christenpflicht, und habe ich auch Alles gethan, so bleibe ich dennoch eine unnütze Magd des Herrn.«

Von nun an ging Bertha mit einem Gedanken um, der in ihrer Brust bald zu einem festen Entschlusse reifte. Sie war nämlich fest entschlossen, ganz der Welt zu entsagen, und innerhalb der stillen und friedlichen Mauern eines Klosters nur Gott und dem Heile ihrer Seele zu leben.

»Nun sind die irdischen Bande gelöst, die mich noch an die Welt knüpfen,« sprach Bertha eines Tages zu Alberts Vater, dem verständigen Anselm; »nur noch Eine Sorge, nämlich die für Anna und Albert, halten mich noch so lange in der Welt zurück, bis auch diese letzte Sorge mir vom Herzen genommen, und ich dieselben versorgt und glücklich weiß. Darum darf Anna meinen Entschluß, in's Kloster zu gehen, erst dann erfahren, wenn der Priester den heil. Ehebund zwischen ihr und Albert am Altare gesegnet hat. Denn wie ich das gute Mädchen kenne, bin ich fest überzeugt, daß Anna mir Alles, auch das Theuerste in der Welt, zum Opfer bringen, und selbst dem guten Albert entsagen würde, um mir in's Kloster zu folgen, und mich nicht verlassen zu dürfen. Somit aber würde sie das Klosterleben nur aus Liebe zu mir, und nicht aus Liebe zu Gott und dem stillen Klosterleben, also nicht aus innerem Berufe, wählen. Und wer anders, als ich, trüge dann die Schuld, wenn sie für ihr ganzes Le-

den unglücklich würde?! — Nein, meine liebe Anna scheint von Gott für den braven Albert, aber nicht für's Kloster bestimmt zu sein. Denn so wenig alle Menschen einen Beruf für das eheliche Leben, ebenso wenig haben auch Alle einen Beruf für das Klosterleben.«

„Dieser Meinung bin ich auch," erwiederte Anselm; „nur schmerzt es mich sehr, daß Ihr uns auf immer verlassen wollet, und ich nicht mehr länger die Freude genießen darf, nach dem letzten Willen meiner seligen Mutter, Bruderstelle an Euch zu vertreten. Uebrigens aber, wenn ich mich in Eure Lage versetze, was ich als Wittwer eher vermag, als mancher andere Mann, so kann ich Euern Entschluß, in's Kloster zu gehen, nur billigen. Ich selbst sehne mich oft nach einem stillen, einsamen Plätzchen, wo ich unter Gebet und frommen Betrachtungen Gott allein angehören kann. Ich finde es daher für ganz natürlich, daß eine Frau, welche die ganze Welt, drei Personen ausgenommen, schon längst unter den Todten wähnt, nach so vielen erduldeten Leiden, und nach dem Tode des Gatten, des einzigen Kindes, der geliebten Eltern und allen Anverwandten, eine Sehnsucht hegt nach einem stillen, von allem Geräusche der Welt entfernten Leben. Allein, ich muß es noch Einmal wiederholen, die Trennung von Euch wird uns, insbesondere der guten Anna, sehr schwer fallen und heiße Thränen kosten."

„Ich werde wohl dem Körper, aber nicht dem Geiste nach von euch getrennt sein," versetzte Bertha gerührt; „denn Seelen, die einander lieben, können

vier Mauern nicht scheiden. Dieselbe Liebe, welche die Frommen auf Erden mit den Seligen im Himmel vereint, wird auch unsern Freundschaftsbund unauflösbar machen. O, wie oft und herzlich will ich im Kloster für euch beten, euch Heil und Segen vom Himmel erflehen, und den lieben Gott inbrünstig bitten, daß wir uns dereinst wieder im Himmel auf ewig finden mögen! Und wie werde ich mich erbauen an dem frommen und gottseligen Leben der Nonnen im Kloster Marienthal, und wie eifrig und unermüdet will ich dort arbeiten an meinem Seelenheile damit ich im Guten immer vollkommener werde!«

»Also das Kloster Marienthal habt Ihr zu Eurer künftigen Zufluchtsstätte gewählt?« fragte Anselm mit einer Miene, die unverkennbar seine Freude ausdrückte.

»Ja, guter Anselm!« erwiederte Bertha, »und zwar aus folgenden Gründen: Für's Erste liegt Euch Marienthal unter allen Nonnenklöstern im Thüringerlande am nächsten, so daß mich die liebe Anna dort recht oft besuchen und mir von Euch und dem guten Albert gute Nachricht bringen kann; dann kenne ich dieses Kloster schon aus frühern Jahren her, vorzüglich die gottselige Aebtissin, die eine Busenfreundin meiner seligen Mutter war. O, in dieser frommen, gottseligen Frau, die allen übrigen Nonnen, wie ein hellleuchtender Stern, als ein nachahmungswürdiges Vorbild auf der Bahn des Heils vorangeht, werde ich eine zweite Mutter, ja, jene Seelenführerin finden, deren ich in meiner unglücklichen Lage so sehr

bedarf. Diese edle Frau kennt schon mein Vorhaben und hat es auch gebilligt. Vor einigen Tagen, als Ihr bei Albert auf Besuch gewesen, war ich mit Anna, ohne ihr meine Absicht zu offenbaren, im Kloster Marienthal, bat die Aebtissin um meine Aufnahme, die sie mir auch mit innigster Theilnahme an meinem unglücklichen Schicksale zusagte. Und somit gehöre ich nur noch so lange der Welt an, bis Anna die Gattin Alberts geworden sein wird."

Die innige Freundschaft, die zwischen Albert und Anna statt fand, bedarf hier keiner weitern Erwähnung: genug, daß wir wissen, daß selbst der Himmel sie für einander bestimmt zu haben schien. Wer sie nur kannte, lobte ihre Wahl, und Anselm und Bertha segneten mit dem Priester der Kirche ihre eheliche Verbindung.

Nun war der Tag des Abschieds angebrochen, der vorzüglich für Anna sehr schmerzlich und thränenvoll war. Sie konnte sich fast gar nicht darein fügen; weil nun der schöne Plan, den sie schon als Braut für die Zukunft entworfen hatte, vollends vereitelt war. Die Dankbare hatte sich nämlich innigst darauf gefreut, wie sie als Alberts Gattin der geliebten Wohlthäterin und mütterlichen Freundin erst recht schöne Tage bereiten und das noch übrige Leben versüßen wolle. Sie meinte, es könne nicht sein, daß ihr schöner Plan, wie ein süßer Traum, unverwirklicht vorübergehen müsse. Sie wollte daher anfänglich der gnädigen Frau deßhalb zürnen; mußte aber endlich, als sie ihre Gründe näher erwog, den Schritt, den sie gethan, billigen. Ja, sie bekannte offen, daß

sie der gnädigen Frau zur Beruhigung ihres Herzens doch niemals hätte werden können, was sie in der Person der einsichtsvollen und gottseligen Aebtissin finden werde, und daß das Haus eines Försters im Vergleich mit einem Kloster für eine Gott liebende Seele arm an geistlicher Nahrung sei. Da sie Bertha wie ihre Mutter liebte, so wünschte sie von Herzen, daß die Unglückliche im Kloster Marienthal jenen Frieden finden möchte, den sie bis jetzt in der Welt noch nicht gefunden hatte. Und weil sie nicht daran zweifelte, so lag für sie hierin ein Trost, der ihrem Herzen das Opfer um Vieles erleichterte. Auch milderte der Gedanke, daß sie die Theure, so oft sie wolle, im Kloster besuchen dürfe, den Schmerz des Abschieds. Man begleitete die geliebte Bertha bis nach Marienthal, wo diese unter Thränen der Dankbarkeit und des Schmerzes von Anselm und Albert auf immer Abschied nahm. Anna aber blieb noch einen Tag bei ihr, und schied dann auch mit thränenden Augen und schwerem Herzen.

Das Kloster Marienthal, worin Bertha sehr liebreich aufgenommen worden, lag wunderschön in einem kleinen, aber sehr freundlichen Wiesenthal. Eigentlich war es kein Thal, sondern nur eine Vertiefung, welche die Natur auf dem unermeßlichen Bergrücken des Thüringerwaldes gebildet hatte. Das Klostergebäude, sehr groß und schön, war von allen Seiten mit Gärten und Wiesen umgeben, durch welche sich ein Bächlein, das sie reichlich bewässerte, sanft und ruhig dahin schlängelte. Das ganze, aber ziemlich weit ausgedehnte Klostergut lag inmitten eines

Waldes, so daß der Aufenthalt dieser frommen Nonnen zwar von der übrigen Welt geschieden, aber deßwegen nicht minder freundlich und lieblich, sondern vielmehr noch angenehmer war. Ja, es war eine freundliche Zufluchtstätte für fromme Seelen, welche die Welt verließen, um in der stillen Verborgenheit, Gott um so besser dienen, ein gottseliges Leben führen, und, der Welt abgestorben, ungestört nach den ewigen, allein wahren Gütern des Himmels streben zu können. Wer aus der geräuschvollen Welt in dies stille, liebliche Thälchen trat, wo Nichts, als hie und da der melodische Gesang der Waldvögel, oder das harmonische Geläute der Glocken die tiefe Stille unterbrach, ward vom Geiste des Friedens so milde angehaucht, daß in seiner Seele, die sich nach Ruhe und Frieden sehnte, ein so wohlthuendes Gefühl auftauchte, daß man es den Vorgeschmack der himmlischen Seligkeit nennen möchte.

In diesem Thale der stillen Wonne, in diesem Hause des Friedens und der Frömmigkeit hatte nun Bertha für ihre noch übrige Lebenstage eine Stätte gefunden, die sie, so oft sie dieselben mit der geräusch- und gefahrvollen Welt verglich, ein Paradies nannte. Es wehete sie hier ein so friedlicher und beglückender Geist an, daß ihr Herz mit jedem Tage ruhiger und auch glücklicher ward. Darum sprach sie oft bei sich: „warum bin ich doch nicht schon als Mädchen in dies friedliche Kloster gegangen, und habe nicht den beglückenden Schleier mit dem unheilbringenden Brautkleide vertauscht?“ Allein, wenn sie ruhiger nachdachte, stieg in ihrer Brust doch der Zweifel auf; ob

sie als unerfahrnes Mädchen auch so, wie als vielgeprüfte Frau, das stille, der Welt erstorbene Klosterleben aufgefaßt und liebgewonnen hätte. Bei diesem Gedanken stand ihr Geist anbetend stille, wie an der Schwelle eines Heiligthums, dessen geheimnißvolles Innere keines Sterblichen Auge sehen darf, und pries die wunderbaren und heilsamen Führungen Gottes.

Da sie ihren Gatten ganz sicher für todt und sich nun so frei wähnte, wie zur Zeit ihrer Jungfrauschaft; so trat sie schon einige Wochen nach ihrer Ankunft in's Noviziat ein, bestand zur größten Zufriedenheit der Aebtissin ihre strenge Probezeit, empfing den Schleier und ward vom ehrwürdigen Bischof, zur Erbauung aller Anwesenden, worunter auch Anna mit ihrem Gatten und Schwiegervater war, zu Christi Braut feierlich eingekleidet. Bei dieser feierlichen Handlung erhielt Bertha als geistliche Braut des Herrn auch einen andern Namen, und hieß nun »Frau Adelheit.« Die Glückliche hatte sich in dieser feierlichen Stunde mit glühender Andacht und unter Thränen seliger Freude den göttlichen Erlöser auf ewig zu ihrem himmlischen Bräutigam gewählt. Und kein weltlicher Gedanke trübte die unnennbare Wonne ihres reinen Herzens. Jetzt erst empfand ihre fromme Seele, was es heiße: schon hienieden wahrhaft glücklich sein.

Frau Adelheid wurde sobald wegen ihrer Geschicklichkeit in allen weiblichen Arbeiten, wie auch wegen ihrer ausgezeichneten Frömmigkeit, zur Vorsteherin des Noviziats ernannt; weil die bisherige Vorsteherin, ebenfalls eine vortreffliche und gottselige

Frau, gerade um diese Zeit in's bessere Leben hinübergegangen war. Alle Nonnen des Klosters freuten sich über die gut getroffene Wahl der Aebtissin und des Priorats, nur Frau Adelheid nicht; weil sie sich aus Demuth und Bescheidenheit einer so wichtigen Stelle für unwürdig hielt. Und doch war sie im ganzen Kloster = Convent die Würdigste, was die Zukunft vollkommen erwies. Sie war unter den Novizinnen, deren Aufseherin und Lehrerin sie war, wie eine zärtliche Mutter unter ihren guten Kindern. Sie wußte Ernst und Liebe so miteinander zu verbinden, und den Novizinnen die strenge Lebensweise durch ihr eigenes Beispiel so angenehm und leicht zu machen, daß sie sich allmählig mit einer Freude an das strenge Klosterleben gewöhnten, wobei der Frohsinn und die Heiterkeit ihrer Seele niemals verloren ging. Denn die vortreffliche Vorsteherin lehrte die Jungfrauen mehr durch die That, als durch das Wort, wie man Gott freudig dienen, und jede Tugend mit Lust und Liebe üben müsse. Sie führte ihre folgsamen Schülerinnen auf der Leiter des vollkommenen Lebens von Stufe zu Stufe weiter, bis sie in der eigenen Brust die himmlische Wonne eines gottseligen Lebens empfanden. Man suchte daher in diesem Hause der Gottseligkeit vergebens nach jener traurigen und kopfhängenden Tugend, welche die verkehrte Welt den Mönchen und Nonnen von jeher angedichtet hat. Im Gegentheil: wer die frohen und heitern Gesichter dieser strenge lebenden Nonnen sah, mußte die christliche Tugend, die sie Tag und Nacht so freudig übten, von Herzen liebgewinnen, und vom

Klosterleben eine bessere Vorstellung erhalten, als gewöhnlich die verkehrte Welt hier hat.

Im Kloster Marienthal wurde täglich nicht nur gebetet und gesungen, sondern auch gearbeitet. Wie die Mädchen im Noviziate unter der Leitung der vortrefflichen Frau Adelheid, eben so verfertigten auch die Nonnen in ihrer einsamen Zelle bald allerlei Blumen zum Schmücken der Altäre benachbarter Kirchen, bald allerlei Stickereien zu kirchlichen Paramenten, bald auch allerlei Kleidungsstücke für Arme, insbesondere für Wittwen und Waisen, welche dann von Zeit zu Zeit von der wohlthätigen Aebtissin selbst an die würdigsten und nothdürftigsten Armen als Almosen verschenkt wurden. Auch die Schwestern des Klosters gingen nie müßig, sondern benützten im Winter die Zeit, die ihnen täglich nach den verrichteten häuslichen Geschäften erübrigte, zu wohlthätigen Zwecken, und spannen das Garn zu den Hemden für die Armen, und strickten Strümpfe für dieselben. Und in den schöneren Jahreszeiten bestellten sie mit emsiger Hand den sehr großen und eben so schönen Klostergarten. So verstanden die frommen Bewohnerinnen des Klosters Marienthal das beschauliche Leben mit dem geschäftigen zu verbinden, und auf solche Weise, obwohl von der Welt geschieden, dennoch der Welt zu nützen und der höchsten Noth der Armuth zu steuern. Wer möchte es nun wagen, ein solches Klosterleben zu tadeln? Gewiß nur Solche, die es weder fassen noch verstehen.

Ungefähr sechs Jahre nach Adelheidens Einkleidung starb die vortreffliche Aebtissin im 70ten Jahre

ihres Lebens, wovon sie 52 Jahre, als eine gottselige und musterhafte Dienerin des Herrn, im Kloster verlebte. Nicht nur die Nonnen, sondern auch die Bewohner der ganzen Umgegend, vorzüglich aber die Armen, beweinten und beklagten den Tod der theuern Verblichenen. Bald aber trockneten die Thränen und verstummten die Klagen, als die gottselige Frau Adelheide, einstimmig vom Kloster-Convente gewählt und vom Bischofe bestätigt, der Verblichenen als Aebtissin nachfolgte. Die neue Aebtissin wirkte so in dem frommen Geiste ihrer seligen Vorfahrerin fort, daß man nur insofern einen Wechsel bemerkte, daß die jetzige Aebtissin wegen ihres noch rüstigen Alters zum Heile des Klosters und zum Besten der Armen noch mehr Kraft und Thätigkeit äusserte, als die Verblichene wegen Altersschwäche es vermochte. Adelheide lebte in den vornehmen Gemächern der Abtei so fromm, so strenge und einfach, wie vormals im Noviziate. Von dem großen jährlichen Gehalt, den sie für ihre höhergestellte Person frei verwenden durfte, verbrauchte die Edle nur sehr wenig für sich, und spendete alles Uebrige den Armen. Und so war sie dem Kloster eine fromme und weise Vorsteherin, und den Armen eine wohlthätige Mutter geworden, wie sie es schon einmal auf der heimischen Burg gewesen.

Achtes Kapitel.

Der christliche Galeerensklave.

Wie die Sklaverei eine schändliche Entehrung der Menschenwürde, ebenso ist der Sklavenhandel eine himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen die Menschheit. Asien, das die Wiege der Menschheit war, ist auch die Geburtsstätte der so schimpflichen Sklaverei, wie des gottlosen Sklavenhandels, der sich dann, wie eine pestartige Krankheit, nach allen Theilen der Welt verbreitete und beinahe alle Völker der Erde ansteckte. Diese Ansteckung war so schrecklich und griff so schnell um sich, daß es selbst dem göttlichen Christenthume nur schwer und langsam gelingt, den heillosen und schimpflichsten Menschenhandel von der Erde zu vertilgen. Kann man sich in der Welt etwas Schmählicheres denken, als den Sklavenhandel? — einen Handel, den Menschen mit Menschen und Brüder mit Brüdern treiben? Nein! denn durch einen solchen Handel wird der Mensch, der nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, und zur Heiligkeit und Seligkeit bestimmt ist, zu einer feilen Waare herabgewürdigt. Aus heilloser Gewinnsucht, aus unersättlicher Geldgierde überschifft der niedriggesinnte Sklavenhändler unermeßliche Meere und durchstreift ganze Länder, um theils Menschen zu kaufen, theils gewaltsam, oder listig zu rauben, und treibt dann diese unglücklichen Opfer, gleich dem Last- oder Mastvieh,

auf den Markt, um sie an die Meistbietenden zu verkaufen. O, ein fluchwürdiger Handel! — Ja, es lastet von jeher der Fluch darauf und muß darauf lasten; weil er seit Jahrtausenden schon unsägliches Elend über einzelne Menschen, wie über ganze Völker, gebracht, und viele Millionen Menschen aus dem Schooße glücklicher Familien gerissen, und, gleichsam wie arme Würmer, in den Staub niedergedrückt hat, und in manchen Ländern es noch immer thut. Empörend sind die Erzählungen, die uns die Geschichte vieler Völker und Nationen hierüber mittheilt: wie in manchen Städten und in ganzen Gegenden der heillose Sklavenhandel in der Brust Tausender alles Gefühl der kindlichen Liebe und Menschlichkeit so vollends erstickte, daß hier ein unmenschlicher Gatte seine Gattin, dort ein unnatürlicher Sohn seinen Vater, oder Rabeneltern ihre eigenen Kinder auf dem Markte um ein schnödes Geld an gefühllose Sklavenhändler verkauften, wohlwissend, daß die unglücklichen Opfer in's tiefste menschliche Elend gestürzt werden. Ach, ich will hier ein Gemälde, das jedes bessere Gemüth mit Abscheu erfüllt, und Unzählige unsers Geschlechtes als Unmenschen und Ungeheuer bezeichnet, nicht weiter schildern, sondern wieder zu unsrer Geschichte zurückkehren.

Zu jener bessern Zeit, wo in Palästina, dem heiligen Lande, unter christlichen Königen, der holde Friede und das Glück der Bewohner wieder von Neuem erblühte — nämlich in der Mitte des zwölften Jahrhunderts als der vortreffliche Balduin III.,

König von Jerusalem war — ging an der phönizischen Küste, dort, wo ehemals die reichen und blühenden Handelsstädte Tyrus und Sidon standen, der ehrwürdige Pater Joachim mit sichtbarer Ungeduld auf und ab, und blickte mit spähendem Auge auf das unermeßliche Meer hinaus, dessen klare Oberfläche einem Spiegel glich.

„Schon zwanzig lange Tage harre ich hier auf irgend ein Schiff, und noch immer läßt sich keines erblicken," sprach der ehrwürdige Vater bei sich, und wog in seiner Hand einen schweren Beutel, der mit Silber und Gold vollgespickt war. „O, du köstliche Gabe christlicher Mildthätigkeit, du bist schon lange als der Preis zur Erlösung christlicher Sklaven bestimmt, und noch immer will sich keine Gelegenheit darbieten, daß ich mit deinem gewaltigen Arme irgend einem unglücklichen Bruder die Sklavenfesseln brechen kann. Aber ach, es ist ein Schandfleck für die Menschheit, daß man Menschen, welche Christus um den höchsten Preis, den es in der Welt nur geben kann, nämlich mit Seinem kostbaren Blute losgekauft, für so elendes Metall, gleich einer gemeinen Waare, feil bieten darf. Aber was ist den habsüchtigen Söhnen Muhamed's nicht um's Geld feil? Ich verabscheue von Herzen den heillosen Menschenhandel. Und doch kenne ich kein anderes Mittel, um arme Mitbrüder aus der qualvollen Sklaverei zu befreien, als sie von ihren Peinigern um's Geld loszukaufen. Ach, daß es doch der Kirche Gottes recht bald gelingen möchte, diesen Schandfleck der Menschheit vollends abzuwaschen! Aber

sieh'! was sind das für schwarze Punkte dort in der blauen Ferne? Sind es nicht die Spitze der Mastbäume eines Schiffes? Ja, ja so ist es, schon kommt der Rumpf des Schiffes zum Vorschein. Ach, gütiger Gott! wenn etwa christliche Galeerensklaven auf diesem kommenden Schiffe schmachten und nach endlicher Erlösung seufzen, so laß' mir es doch gelingen, daß dies Gold und Silber hier das Herz des Schiffskapitäns erweiche und die Sklavenfesseln meiner armen Brüder breche!« Hierauf knieete der ehrwürdige Vater zum Gebete nieder.

Das große Kauffarteischiff, das von Egypten her aus der großen Handelsstadt Alexandrien gekommen, hatte endlich an der phönizischen Küste gelandet, und Pater Joachim begrüßte den Schiffskapitän als einen Mann, den er schon kannte, weil er ihm vor zwei Jahren um eine schwere Summe zwei christliche Galeerensklaven abgekauft hatte. Der habsüchtige und goldgierige Türke konnte beim Anblick des christlichen Priesters, dessen Absicht er schon zu errathen schien, seine Freude kaum verbergen, und behandelte den Pater Joachim, nach dessen Geld es ihm gelüstete, wie einen seiner Freunde.

Dieß Kauffarteischiff gehörte dem türkischen Sultan, in dessen Hand damals der ganze egyptische Handel war, und alle Matrosen desselben waren Staatsgefangene und Galeerensklaven. Pater Joachim durfte in diesem Schiffe, auf dessen Galeere die Sklaven mit Fesseln angeschmiedet waren, frei aus- und eingehen. Als er das Elend und den Jammer dieser Unglücklichen mit ansah, trat eine Thräne des

Mitleids in sein Auge, und entstieg seiner Brust ein schmerzvoller Seufzer. Unter zwanzig Galeerensklaven fand er nur einen einzigen Christen, der zu seinem nicht geringen Erstaunen ein Deutscher war, die Uebrigen waren lauter Muhamedaner. Aber dieser einzige Christ litt auf dieser Galeere schon länger und mehr, als alle übrigen Sklaven; denn der fanatische Aufseher schlug oft, ohne die mindeste Ursache, meist aus Religionshaß, mit der Zuchtruthe unbarmherzig auf den armen christlichen Sklaven ein. Und der Unglückliche durfte bei aller Mißhandlung den Mund zu keiner Klage öffnen, oder es wurde ihm jede Klage, ja, jeder Seufzer mit doppelten Ruthenstreichen erwiedert. Der arme Mensch sah aber auch so blaß und mager aus, daß er einem Menschen glich, der nach einer langen abzehrenden Krankheit endlich der letzten Stunde naht. Der mitleidsvolle Pater Joachim konnte den Unglücklichen, dessen Lage grenzenlos elend war, nicht ohne Schmerz und Thränen anblicken.

Freundlich und mit theilnahmsvoller Miene trat der ehrwürdige Vater dem unglücklichen Landsmanne näher, und forschte mehr aus Mitleid, als aus Neugierde nach seiner Heimath, seinem Stande und Namen. Bei dieser Frage trat auf das blasse Antlitz des Unglücklichen ein schwaches Roth, und theils Freude, theils Schmerz hob seine pochende Brust. Denn das Erscheinen eines christlichen Priesters hatte ihn so sehr überrascht, wie das eines Engels vom Himmel. Aber er hatte die Schuld seiner vielen Vergehen noch nie so, wie jetzt, wo er einem so

ehrwürdigen Diener Gottes, auf dessen heiterm Antlitz die Frömmigkeit der Seele wiederstralte, gegenüberstand, in ihrer ganzen Größe gefühlt. Der theilnahmsvolle und höchst freundliche Blick des ehrwürdigen Mannes hatte aber seinem trostlosen Herzen so viel Zutrauen eingeflößt, daß er sich entschloß, gegen diesen Mann ganz aufrichtig und offenherzig zu sein, was er in seinem ganzen Leben noch gegen keinen Menschen, nicht einmal gegen Gott und gegen sich selbst gewesen war. Auch hatte er sich vor Niemanden zu scheuen; denn außer den Unglücksgefährten, welche die deutsche Sprache nicht verstanden, war kein Mensch zugegen. Mit niedergesenktem Blicke machte er folgendes aufrichtiges und wahrhaft reumüthiges Geständniß.

„Ehrwürdiger Vater!“ hob er an, „ich, der ich nicht würdig bin, in der Nähe eines so frommen Dieners der heiligen Kirche zu sein, bin aus Deutschland und im Thüringerwald gebürtig, der Sohn eines armen Köhlers, war aber später durch viele Jahre der Burgvogt des Ritters Dagobert von Eisenburg, dessen vortrefflichem Vater ich meine Erziehung und mein ganzes Lebensglück verdanke, und heiße Bruno Grünwald.“

Bei diesen Worten schauderte Pater Joachim vor Schrecken in sich zusammen, und mußte sich fester auf seinen Wanderstab stützen, um nicht in die Kniee zu sinken. Aber er faßte sich schnell wieder, um den Erzähler nicht zu früh und nicht zur Unzeit zu unterbrechen. Bruno aber, denn er war es wirk-

lich, schien Nichts bemerkt zu haben, und fuhr ungestört in seiner Erzählung fort.

»Ich hatte es gut auf der Eisenburg, ach! besser, als ich es verdiente. Ich hätte glücklich sein können; aber ich durfte es nicht sein, weil ich mein Glück durch Verbrechen zu vermehren suchte. O, ehrwürdiger Vater! sehet mir nicht in's Angesicht; denn in dem Augenblicke, wo ich Euch meine abscheulichen Verbrechen offenbaren will, wie in einer Beichte, kann ich Euern frommen Blick nicht ertragen. Aber verlasset mich auch nicht, wenn Euch meine gräulichen Verbrechen mit dem tiefsten Abscheu erfüllen; denn sonst ergreift mich die Verzweiflung.«

Hierauf bekannte Bruno unter bittern Thränen alle jene Verbrechen, die er als Diener des Ritters Dagobert begangen, und die uns schon früher bekannt geworden sind. Als er unter einem Strom von Thränen das Bekenntniß ablegte, daß ihn von allen seinen Verbrechen das am meisten schmerze, das er an dem unschuldigen Kinde Wunibald, welches er den wilden Thieren zur Beute aussetzte, begangen, und als er Dagoberts Gattin einen Engel der Unschuld und eine heilige Märtyrin nannte; da konnte Pater Joachim seine Thränen nicht mehr zurückhalten. Er sank in die Kniee, faltete die Hände und betete unter Thränen die unerforschliche Weisheit der göttlichen Vorsehung an. Auch Bruno neigte sein Haupt, denn wegen der Fesseln konnte er nicht knieen, und versuchte zu beten; aber die Bewegung

seines zerknirschten Herzens war zu heftig, als daß er hätte ruhig beten können.

»Ich danke, ehrwürdiger Vater!« fuhr Bruno fort, als sich dieser wieder von den Knieen erhoben hatte, »ich danke Euch von Herzen; denn ich weiß, daß Euer Gebet und Eure Thränen nur mir gegolten haben, nur mir, der ich der größte Sünder bin, den je noch die Erde getragen hat. Ja, ich bin der elendeste und bedauerungswürdigste Mensch von der Welt, bin ein Gräuel, die Undankbarkeit und die Bosheit selbst. Denn ach! ich konnte mich in der Thorheit und Bosheit meines Herzens so weit verlieren, daß fast keine Stunde meines Lebens verflossen, die ich nicht zum Bösen mißbraucht hätte. Mein gottvergessenes Herz kannte keine andere Lust mehr, als die der teuflischen Rache. Wie dürfte nun ich Elender, ich Verworfener es wagen, vor Gott zu erscheinen, denn ich verachtet, gelästert und vergessen hatte!? Wie dürfte ich es wagen, zu Gott, dem Heiligen und Gerechten, diese verbrecherischen Hände zu erheben, oder mit dieser Zunge und diesen Lippen, an denen Meineid, Fluch und Gotteslästerung kleben, zu dem Erlöser zu beten, den ich durch mein bisheriges Leben verläugnet, gegeisselt und gekreuziget habe!? — Ach, ich bin verloren, ewig verloren und verdammt, wenn Gottes Barmherzigkeit, nicht größer ist, als meine Sünden und Verbrechen!« Hier brach Bruno in lautes Weinen aus.

»Gottes Barmherzigkeit ist grundlos und unendlich!« versetzte der ehrwürdige Vater mit einer

Thräne im Auge. „Deine Vergehen, lieber Bruder, sind groß, sehr groß, aber Gottes Barmherzigkeit ist unendlich größer. Groß und schwer ist deine Schuld, aber noch weit größer und überwiegender sind die Verdienste unsers Erlösers, die Er am Kreuze für uns armen Sünder erworben hat. Darum dürfen alle Sünder, ja die größten Verbrecher, wenn sie eines zerknirschten und reumüthigen Herzens sind, im Vertrauen auf die unendlichen Verdienste des Erlösers zu Gott um Erbarmen und Vergebung flehen. Denn Gott will, wie die göttliche Schrift uns lehrt, nicht des Sünders Tod, sondern daß er sich bekehre und lebe. Und der göttliche Heiland hat zum Troste aller bußfertigen Sünder selbst gesagt, daß er nicht gekommen sei, die Welt zu verdammen, sondern sie zu erlösen und selig zu machen. Erinnere dich doch, mein lieber Bruder, der Maria Magdalena, der reumüthigen Sünderin, und des reumüthigen Schächers am Kreuze, und nimm, wie diese, mit derselben Reue und mit demselben Vertrauen zum Erlöser deine Zuflucht, und gewiß! die ewige und unendliche Liebe wird sich auch deiner erbarmen, und es werden dir alle deine Sünden vergeben werden, und wenn sie so zahlreich wären, als die Sandkörner am Meere, und die Sterne am Himmel. Ja, lieber Bruder, bereue, beweine und verwünsche deine Sünden; aber verzage und verzweifle nicht, sondern wende dein Herz mit Vertrauen zu Gott, kehre wieder, wie der verlorne Sohn, zu deinem Vater zurück, den du verlassen und vergessen hast, und hoffe und vertraue: und sieh! du wirst durch die göttliche

Kraft der heiligen Sakramente im Schooße der Kirche Gottes jene Gnade wieder finden, die du durch dein lasterhaftes Leben verloren hast.« —

»Also darf ich von Gott noch Gnade und Vergebung hoffen! rief Bruno leichter athmend aus, gerade wie einer, von dessen Brust man eine erdrückende Last gewälzt, oder den man aus einer tiefen und erstickenden Grube gezogen. »Ich darf hoffen, den gütigen Gott, Den ich von Kindheit an bis jetzt so sehr beleidigt habe, und Seinen göttlichen Sohn, dessen Feind ich bisher gewesen bin, einmal wieder mit frohem Herzen anrufen; Gott meinen Vater, und Seinen Sohn meinen Heiland und Erlöser nennen zu dürfen!? O, ehrwürdiger Vater! Gott vergelte es Euch; denn Ihr habt meine Seele von dem Rande eines Abgrunds zurückgezogen, in den die Verzweiflung dieselbe unrettbar gestürzt haben würde. Ja, ich will endlich der Stimme Gottes Gehör geben, will Seiner Gnade nicht mehr länger widerstehen und Seine grenzenlose Langmuth nicht länger mißbrauchen. Ach, schon über zwanzig Jahre war mir der langmüthige und barmherzige Gott von Schritt zu Schritt nachgegangen, um meine Seele vom ewigen Verderben zu retten; aber ich elender und gottvergessener Mensch floh beständig vor Ihm her, als wäre Er mein Feind, und gerade als hätte ich mich davor gefürchtet, es könnte Ihm noch einmal gelingen, mich wirklich vom Verderben zu retten. O, barmherziger Gott! verzeih' mir diese schreckliche Verblendung! Sieh', mein Gott! ich will mich ganz und von Herzen bekehren, will Tag und Nacht meine Sünden be=

weinen und verfluchen, und will ....« — hier erstickte lautes Weinen seine Rede.

»Du willst ein besserer Mensch werden,« versetzte gerührt der ehrwürdige Vater, »und ich will dir auf dem Wege deiner Besserung ein treuer Seelenführer sein.« Nach diesen Worten entfernte sich Pater Joachim eilends, indem er Bruno eine baldige Rückkehr versprach.

Bruno's Gemüthszustand war von Schmerz und Reue so aufgeregt, daß er nur weinen und seufzen konnte. Er war in seinen neuen und heilsamen Gedanken so sehr vertieft, daß er die neugierigen Fragen überhörte, welche seine nächsten Leidensgefährten an ihn stellten; denn diese hatten bisher nur Worte gehört, deren Sinn sie nicht verstanden, und Thränen gesehen, deren Bedeutung sie nicht kannten.

Ungefähr nach einer Viertelstunde kam Pater Joachim in Gesellschaft des Schiffskapitäns und des Oberaufsehers der Galeerensklaven zu Bruno zurück. Wie staunte dieser, als man ihm die Fesseln lösete, und der Kapitän ihm mit ungewöhnlicher Freundlichkeit zurief: »Reise glücklich, du bist frei!«

Bruno, der sein Glück kaum fassen konnte, warf sich dem ehrwürdigen Pater Joachim, den er für seinen Retter halten mußte, zu den Füßen, umfaßte unter einem Strom von Thränen seine Kniee, wollte ihm danken; aber die plötzliche Freude erstickte seine Worte.

Pater Joachim, in dessen Auge ebenfalls eine Thräne der Rührung, und der Freude glänzte, faßte Bruno freundlich bei der Hand, hob ihn von dem

Boden auf, und führte ihn in's Freie. Auf einem schroff hervorragenden Felsen, nahe am Ufer, von woaus eine Fernsicht auf das unermeßliche Mittelmeer dem, dessen Hände und Füsse keine Fesseln mehr tragen, einen herrlichen Genuß gewährt, setzten Beide sich nieder. Während Bruno unter Freudenthränen noch immer Worte des Dankes sprach, bereitete dessen großmüthiger Befreier aus seinem Speisevorrath ein kleines kaltes Mahl. Die kalten Speisen, wie der geistige Wein, mundeten dem armen Bruno sehr, der, wie er offen gestand, seit 20 Jahren keine solche Mahlzeit mehr gehalten hatte.

Nach der Mahlzeit verrichtete der fromme Pater Joachim, wie vor derselben, sein Gebet, und auch Bruno betete mit ihm; es war, wie er selbst sagte, seit mehr als 30 Jahren wieder das Erstemal. Nun folgte eine Szene, vor welcher für Bruno ein erquickendes Mahl sehr nöthig gewesen war.

»Bruno!« sprach Pater Joachim mit der weichen Stimme der Rührung, „du nennest mich deinen Befreier, deinen Retter, und du hast Recht; denn nächst Gott bin ich es wirklich. Und ich freue mich sehr, daß gerade du, lieber Bruno, der Sklave sein mußtest, dem ich mit meinem gesammten Gelde die Freiheit erkaufen wollte. Denn so habe ich die Gelegenheit gefunden, dich mit einem Manne wieder auszusöhnen, den du in's tiefste Elend gestürzt hast, der dir aber schon längst von Herzen verziehen hat, und dich nun als seinen versöhnten Bruder in seine offenen Arme schließen will.“

Und mit diesen Worten schloß Pater Joachim

den zitternden Bruno in seine Arme, und sprach: „Bruno, fürchte dich nicht, wenn ich dir sage, daß Ritter Dagobert, dein vormaliger Gebieter, dich in seinen Armen hält. Nein, Bruno, zittere nicht; denn dieß Herz, das durch Leiden geprüft und durch Gottes Gnade geläutert worden, kennt nicht mehr die Rache, nur die Liebe, die mit den Feinden sich aussöhnt; darum sei von nun an mein Bruder, mein Freund!“

Bruno, der nach genauerer Betrachtung in dem Pater Joachim wirklich seinen ehmaligen Gebieter, den Ritter Dagobert von Eisenburg, wieder erkannte, sank vor Schrecken in die Kniee und wollte mit gefalteten Händen um Vergebung bitten; aber der großmüthige Dagobert hob ihn freundlich auf und schloß ihn von Neuem in seine Arme, indem er ausrief: „Auf der Eisenburg waren Ritter Dagobert und Bruno, sein Burgvogt, Genossen auf der Bahn des Lasters; darum sollen hier, auf der heiligen Erde des gelobten Landes, der Pater Joachim und der befreite Galeerensklave treue Genossen auf der Bahn der Tugend werden.“

Neuntes Kapitel.

Dagobert's und Bruno's Schicksale.

Pater Joachim, den wir hier wieder Dagobert nennen wollen, hatte lange zu thun, bis Bruno,

dessen Gewissen in der seines vormaligen Gebieters durch alle die schrecklichen Rückerinnerungen auf's Heftigste aufgeregt worden, den Gedanken fassen konnte, das der ehrwürdige und sanfte Priester und der früher so stolze und reizbare Ritter ein und dieselbe Person sei, und mußte ihn wiederholt seiner vollkommenen Verzeihung und Freundschaft versichern, bis er wieder beruhigt war und sich ihm mit derselben Zutraulichkeit nahete, mit der er dem Pater Joachim entgegen gekommen war. Dagobert hatte aber auch Nichts mehr von dem frühern abstoßenden Wesen an sich, sondern er war ganz, als was er sich zeigte, — nämlich ein demüthiger, frommer und sanfter Priester, was er mit der Gnade Gottes schon seit vielen Jahren im Kloster zu Jerusalem unter strengen Abtödtungen und ernsten Bußübungen geworden war. Obwohl er neugierig war, sogleich zu erfahren, durch was für Schicksale Gottes allweise Vorsehung den tiefversunkenen Bruno bis zur endlichen Bekehrung geführt habe; so wollte er doch dem überraschten Manne Zeit zu größerer Fassung lassen, und begann zuerst seine eigene Schicksale zu erzählen.

„Sieh', lieber Bruno!“ so begann er, „da uns die allweise Vorsehung nach einer so langen Trennung auf dem nämlichen Wege, der uns Beide wieder zu Gott zurückführt, einander finden ließ, so fühlt mein Herz einen Drang, mit dir diese Wege, auf denen uns der allgütige Gott so wunderbar geführt und uns von der Bahn des Verderbens wieder auf die Bahn des Heils zurück geleitet hat, mit Bewunderung, Dank und Rührung zu betrachten, und Got-

tes Langmuth, Güte und Barmherzigkeit zu lobpreisen. Du kennest zwar schon mein Vergehen, wie auch ich die deinigen, aber die Schicksale, unter welchen mich Gott durch die Prüfungsschule schwerer Leiden geführt und meine Seele geläutert und gerettet hat, sind dir noch unbekannt. Du mußt dir aber bei Anhörung meiner Erzählung keine neuen Vorwürfe machen; denn, wie mich deine höchst unglückliche Lage, aus der ich dich so eben befreite, leicht errathen läßt, hast du schon mehr und länger gelitten und gebüßt, als ich. Nein, Bruno! der liebe Gott hat zwischen mir und dir die alte Schmach und Schuld getilgt, und dich nach so vielen erduldeten Leiden und Trübsalen in mir einen wahren Freund und Bruder finden lassen. Sieh', darum hat die Erzählung meiner Leiden und Schicksale keinen andern Zweck, als Gottes allweise und allgütige Führungen zu bewundern, und den Dank unsers Herzens zu erneuern.«

Dagobert's Erzählung begann mit der blutigen Fehde zwischen ihm und dem Ritter von Weißenfels, und kam dann auf die Leiden in dem schrecklichen Hungerthurme. Als er seine Schrecken und Todesangst schilderte, schauerte Bruno in sich zusammen, und rief im Tone des tiefsten Schmerzens aus: »Ach, großer Gott! die Schrecken und Qualen des Hungerthurms hätte ich verdient; ja, ich hätte darin verschmachten und elendiglich sterben sollen!« Bei diesen Worten rollten ihm die bittersten Thränen über die blassen und hagern Wangen hinab. Seine Thränen floßen aber sanfter, und seine Seuf-

zer und Klagen gingen in Lobpreisung Gottes über, als Dagobert mit neuer Rührung, Dank und Freude seine wundersame Rettung aus dem schaudervollen Hungerthurme erzählte.

„Die göttlichen Werkzeuge zu meiner Rettung aus dem Hungerthurme," fuhr Dagobert in seiner Erzählung fort, „waren die zwei guten Knaben eines benachbarten Försters, der mich dann in Freiheit setzte, und mich so mit Speisen und Getränken erquickte, daß ich zu derselben Stunde noch die Flucht ergreifen konnte. Du kennest ihn, Bruno, es ist der wackere Förster Walther. Die Sonne war schon längst untergegangen, und das Dunkel der Nacht machte die waldige Gegend zu einer schauerlichen Wildniß, als ich den Schreckensthurm verließ und von meinem edelmüthigen Retter unter Dankesthränen Abschied nahm. Vor Entdeckung war ich für diese Nacht wohl sicher; aber eine andere Verlegenheit begann mich zu beunruhigen. Aus lauter Eifer und Eile verlor ich den mir bekannten Weg, verirrte mich in eine schauerliche Wildniß, meine Körperskräfte, die ich anfänglich überschätzt hatte, schwanden, und ich sah in meiner großen Verlegenheit keinen andern Ausweg mehr, als hier unter dem Schutze einer uralten Eiche, die frostige Nacht wachend zuzubringen und den Morgen zu erwarten. Allein die allgütige Vorsehung, die einmal, voll Huld und Gnade, beschlossen hatte, mich nicht nur für das irdische, sondern auch für das ewige Leben zu retten, leitete meine Schritte so wundersam, daß ich zu meinem freudigen Erstannen plötzlich vor der

stillen Klause eines Einsiedlers stand. Ich pochte an der kleinen und niedrigen Pforte, und bald darauf trat ein ehrwürdiger Greis, dessen schneeweißer Bart bis auf die Brust herabfloß, durch dieselbe heraus, und trug ein Oellämpchen in der Hand, dessen schwaches Licht das Dunkel der Nacht nur spärlich erleuchtete. Bevor er mich gewahr nahm, hatte ich schon meine Bitte um ein Obdach für diese Nacht an ihn gestellt. Er hieß mich freundlich willkommen, und nahm mich gastlich in seine friedliche Klause auf. Der ehrwürdige Einsiedler, dessen Antlitz die Züge eines Heiligen trug, betrachtete mich einen Augenblick recht aufmerksam, und schien mich zu erkennen; denn seine sanften Gesichtszüge nahmen plötzlich einen Ernst und eine sichtbare Aengstlichkeit an. Diese Bemerkung machte mich verlegen, und es that mir sehr leid um diesen ehrwürdigen Greis, dessen Ruhe und Friede durch mein so ungewöhnliches Erscheinen, wie es mir vorkam, gestört werden sollte. Ich entschuldigte mich so gut ich konnte, und versicherte ihn, daß er von mir nicht das Mindeste zu befürchten hätte. Und um ihn vollends zu beruhigen, offenbarte ich ihm mit einem Zutrauen, das ihn zu erfreuen schien, das ganze Geheimniß meiner bisherigen Schicksale, und bat ihn unter aufrichtigen Thränen um seinen väterlichen Rath. Meine Vergehen hatten das fromme Gemüth des Einsiedlers tief erschüttert; meine aufrichtige Reue aber, wie meine wundersame Rettung, hatte dasselbe wieder besänftigt und zur herzlichsten Theilnahme gerührt. Mit seinem Rathe vertröstete er mich auf den Morgen; weil

ich, wie er sagte, der Ruhe, und er zuvor des Gebetes bedürfe, und bereitete mir in einer kleinen Zelle, die neben der seinigen angebracht war, für diese Nacht ein Ruhelager zu. O, Bruno! wer drei Tage und zwei Nächte unter der schrecklichsten Gewissensqual und Todesangst in einem Hungerthurme zugebracht, dem muß der Schlummer in der stillen Klause eines Heiligen gewiß sehr willkommen sein. Er war es mir, und ich schlummerte bald ein. Ich hatte lange, aber nicht sanft geschlummert; denn ich hatte schreckliche Träume. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als ich erwachte.

Da der fromme Einsiedler mich wach wußte, trat er mit einer so sanften und freundlichen Miene in meine Zelle, daß sich mein Herz ganz zu ihm hingezogen fühlte. Er begrüßte mich mit dem heiligen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Ich erwiederte mit Ehrfurcht: „in Ewigkeit!“ Und darüber freute sich der fromme Greis. Er ergriff dann freundlich meine Rechte und führte mich schweigend in eine kleine Kapelle.

„Hier wollen wir beten,“ sprach der ehrwürdige Greis, und wies mir einen kleinen Betstuhl an, über welchem an der Wand ein schönes Oelgemälde hing. Ach, Bruno! ich kann dir nicht sagen, was für einen mächtigen, aber heilsamen Eindruck dies Gemälde auf mein zerknirschtes und reumüthiges Herz machte. Auf diesem gelungenen Gemälde erblickte ich den göttlichen Heiland, Sein himmlisches Antlitz strahlte von Sanftmuth und Liebe, und zu Seinen Füßen lag die reumüthige Sünderin Maria Magdalena. Die ganze

Gestalt dieser Büßerin war zu den Füßen des Erlösers so rührend und ergreifend hingegossen, daß Alles darin von Schmerz und Liebe, von Reue und Hoffnung sprach. Die Thränen in ihren Augen, wie ihre schönen Haare, womit sie die benetzten Füße des Herrn abtrocknete, erinnerten mich so lebhaft an meine eigenen Sünden, daß auch meinen Augen die heißen Bußthränen entströmten. Ich konnte nur betrachten, weinen und schluchzen; denn ich fand in diesem Augenblicke für die aufgeregten Gefühle meines Herzens keine Worte. Ich wähnte, aus dem Munde des Erlösers die göttlichen Worte zu vernehmen, mit denen Er die reumüthige Maria tröstete und aufrichtete, indem Er mit himmlischer Freundlichkeit zu ihr sprach: »Sei getrost, Meine Tochter, deine Sünden sind dir vergeben!« Tief in Meine Seele ergriffen und von Schmerz und Liebe, von Reue und Hoffnung durchdrungen, rief ich mit lauter Stimme, als wäre ich allein in der Kapelle: „O, mein Heiland und Erlöser! erbarme Dich auch meiner, und laß' auch mich, wie Maria dort, die trostvollen Worte aus Deinem Munde vernehmen: „Sei getrost, Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben?« —

»So wird Euch auch der göttliche Erlöser durch den Mund Seines Dieners zurufen, wenn Ihr voll Reue und Schmerz zu den Füßen Eures Beichtvaters auf den Knieen lieget, wie die reumüthige Maria zu den Füßen des Erlösers, und ihm aufrichtig Eure Sünden bekennet,« versetzte an meiner Seite mit sanfter Stimme der ehrwürdige Greis, und fuhr so in seiner Rede fort. „Mein Freund! Ihr seid gefallen,

wie die heil. Büßerin Maria; aber Ihr stehet auch wieder, wie sie, vom Falle auf, suchet, wie sie, Verzeihung und Gnade beim göttlichen Erlöser, Der kein zerknirschtes und bußfertiges Herz unbegnadigt und ungetröstet, läßt. Da aber der erbarmungsvolle Erlöser nicht mehr sichtbarlich unter uns wohnt; so habt Ihr auch das Glück nicht, auf dieselbe Weise, wie Maria, zu des Heilands Füßen um Erbarmen zu flehen. Aber der heilige Vater, das sichtbare Oberhaupt der Kirche auf Erden, ist der Stellvertreter Christi, und hat von Ihm, als Nachfolger des heil. Petrus, die Vollmacht, alle Sünden, ohne Ausnahme, nachzulassen, und die Schlüsselgewalt, Alles zu binden und zu lösen, empfangen. Da Ihr nun vorhabt, als Büßer nach Jerusalem, an das heil. Grab des Erlösers, zu wallfahrten; so folget meinem Rathe, und nehmet den Weg über Rom, und werfet euch dort dem heil. Vater unter reumüthigem Bekenntnisse Eurer Sünden zu den Füßen und flehet um Verzeihung und Versöhnung mit Gott und der heil. Kirche, und gewiß! Ihr werdet aus Seinem Munde, gleichsam wie aus dem Munde des Erlösers Selbst, die trostvollen Worte vernehmen: „Sei getrost mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben; gehe hin, und sündige nicht mehr!“

Hierauf führte mich der ehrwürdige Greis aus der Kapelle wieder in die Zelle zurück, stellte mir ein kleines Frühstück vor, und öffnete nach demselben einen kleinen Wandschrank, aus dem er ein Pilgergewand nahm, und es mir mit den Worten darbot: „Kleidet Euch, mein Freund, in dieß ehrwürdige

Gewand, welches schon zweimal im heil. Lande und am heil. Grabe des Erlösers gewesen, und das vor zwanzig Jahren ein Heiliger getragen hat. Dieser Heilige hat es mir geschenkt, als ich in derselben trostlosen Lage, wie Ihr, in diese Einsiedelei gekommen, und dann in diesem Bußgewande nach Jerusalem gepilgert war. Ich habe darin am heiligen Grabe den Frieden gefunden, den ich gesucht; gebe Gott, daß auch Ihr darin den verlornen Frieden wieder findet!«

So sprach der fromme Greis, und seine Worte, wie die Thräne in seinem Auge, hatten in meinem Gemüthe einen so tiefen und heilsamen Eindruck gemacht, daß er nie wieder darin erlosch und auch nie erlöschen wird. Ich nahm das ärmliche Pilgergewand, das einfach mit kleinen Seemuscheln geschmückt war, mit einer gewissen Ehrfurcht und heiligen Scheu aus der Hand des Einsiedlers, und dachte bei mir: »O, ich großer Sünder bin nicht würdig, das Gewand eines Heiligen zu tragen!« — Damals, als ich jenes ehrwürdige Gewand anzog, machte ich in meinem Herzen das Gelübde, nicht nur den Rath des frommen Einsiedlers zu befolgen, sondern nach geschehener Aussöhnung mit Gott und der heil. Kirche, mich ganz von der Welt zurückzuziehen, und mich entweder in den heil. Mauern eines Klosters, oder irgendwo in einer Einsiedelei dem heiligen Dienste Gottes, dem Heile meiner Seele und einem wahrhaft gottseligen Leben zu weihen. Der gottselige Einsiedler gab mir seinen Segen, und ich

schied unter Thränen der Rührung und des Dankes aus der stillen Wohnung des Friedens.

Ich durchpilgerte das südliche Deutschland und die Schweiz, und kam glücklich in das wunderschöne Land Italien, wo sich jede Stadt die Geburts- und Wohnstätte eines und auch mehrerer Heiligen nennen darf. Ich fand überall, in Burgen und Klöstern, wie in den Wohnungen der Landleute, bereitwillige Gastfreundschaft. Und die Achtung, die ich allenthalben bei Priestern und Volk gefunden, trieb oft die Schamröthe auf meine Wangen, und ich dachte bei mir: „Ach! diese Achtung verdient nur dieses ehrwürdige Gewand, aber der Sünder nicht, der es trägt. —

Nach einer mühseligen, aber doch günstigen Pilgerreise, stand ich endlich vor dem Thore der weltberühmten Stadt, des herrlichen und ehrwürdigen Roms. Beim Eintritt in die herrlichste der Städte, deren Namen ich schon als Kind nur mit einer gewissen Ehrfurcht aussprach, durchdrang meine Seele ein unnennbares Gefühl, es war das Gefühl, das nur das wahrhaft Große, Schöne und Heilige dem Menschen einflößen kann.

„Nun bin ich in Rom," dachte ich bei mir, und mein Herz pochte hörbar vor Rührung und Freude, „in Rom der Stadt der Christenheit, der Stadt der Märtyrer, der Stadt der Kunst und der Wissenschaft; bin innerhalb der Mauern jener ehrwürdigen Stadt, in der die heiligen Apostelfürsten Petrus und Paulus lebten, litten und starben, und worin der heilige Vater, der Oberhirt der heiligen Kirche, schon durch

Jahrhunderte, seit dem Tode des heiligen Petrus, seinen Sitz hat. Und hier in dieser Stadt, soll ich den Pabst sehen, und zu seinen Füßen die trostvollen Worte vernehmen: „Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!«

„Du wirst nicht erwarten, mein Freund, daß ich dir jetzt, wo ich nur meine Schicksale erzählen will, eine ausführliche Beschreibung mache von einer Stadt, worin der Zauber heiliger Schauer und Würde die Ruinen des alten, wie die Prachtgebäude des neuen Roms, umschwebt, und worin Bewunderung erregende Erinnerungen aus allen Zeiten an die großartigsten Denkmale geknüpft sind, die bei jedem Schritte des Wandrers sich häufen. Ja, wollte ich dir Rom's Pracht und Herrlichkeit schildern, hätte ich mehrere Jahre darin leben müssen; nun aber verlebte ich nur wenige Monate darin. Bei meinem Gemüthszustande zogen mich vor Allem die majestätischen Tempel und die friedlichen Klöster an. Bevor ich beim heiligen Vater um gnädige Audienz bitten ließ, besuchte ich mehrmals des Tages die ersten und vorzüglichsten Kirchen Rom's. O, Bruno! ich kann dir unmöglich die Gefühle der Ehrfurcht und der heiligen Schauer schildern, welche meine hoffende Seele durchdrangen, so oft ich in das Heiligthum des majestätischen Dom's zu St. Peter, und in das der prachtvollen St. Paulskirche eintrat. Wer diese Gefühle so recht innig mit mir theilen wollte, müßte selbst darin gewesen sein und darin gebetet haben. Wer aber diese Tempel, die Alles in sich vereinigen, was nur die Welt Erhabenes, Heiliges und Göttliches

besitzen kann, mit gläubigem Herzen und frommem Sinne besucht, der verläßt sie nie ohne heilsame Rührung, ohne heilige Entschlüsse und ohne Kraft und Trost. Das habe auch ich an mir selbst erfahren. Zwar waren damals meine Empfindungen von denen einer reinen und frommen Seele sehr verschieden; denn für mein Gemüth, voll Reue und Schmerz, trug Alles die Farbe einer heilsamen Trauer und Wehmuth. Endlich durfte ich vor dem heiligen Vater erscheinen. Und dieß war eine Stunde, die mir ewig unvergeßlich bleiben wird; denn in dieser heilvollen Stunde fand meine Seele das Heil wieder, das sie durch ein lasterhaftes Leben verloren hatte. O, wie gerne, mein Freund, möchte ich dir jene Gefühle und Empfindungen schildern, die meine hoffende Seele durchdrangen, als ich zu den Füßen eines Mannes lag, dessen ehrwürdiges Angesicht, dessen himmlische Freundlichkeit, und dessen nur Liebe athmende Worte mich so lebhaft an den göttlichen Erlöser erinnerten, daß ich in diesem entscheidenden Augenblicke wähnte, ich läge wirklich, wie ehedem die heilige Büßerin Maria, zu den Füßen meines Heilands und Erlösers. Und als der ehrwürdige Vater der ganzen Christenheit mit einem Tone, der meiner zagenden Seele neue Hoffnung gab, zu mir sprach, indem er meine Hand ergriff: „Steh' auf, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!“ da ergriff ein so mächtiges Dankgefühl meine Seele, daß ich nochmals niedersank, dem heil. Vater die Füße küßte und sie mit meinen Thränen benetzte. Auf die heiligen Worte der päbstlichen Lossprechung sprach ich

mit einem Gefühle „mein Amen," wie ich es in meinem Leben noch nie gesprochen. Ich verließ nun als ein begnadigter und wieder aufgenommener Sohn der heil. Kirche den päbstlichen Pallast, und bald darauf auch das herrliche Rom, um meine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande wieder fortzusetzen. Ich will dir nun, mein Freund, auch nicht mehr weiter von Rom erzählen, da mir ja die Zukunft noch oft Gelegenheit dazu geben wird." —

„Meine Pilgerfahrt, die ich von jetzt an nur zu Wasser machen konnte, war lange Zeit glücklich, wurde aber in einer schauerlichen Gewitternacht so gefährlich, daß jeden Augenblick zu befürchten war, der heftige Sturm würde das Schiff entweder hinabschleudern in den Abgrund des schäumenden Meeres, oder an den Felsenklippen einer nahen Insel zerschmettern. Alles auf dem Schiffe zitterte in Todesangst, und die sonst so rohen Matrosen beteten, wie fromme Kinder. Ich betete auch, aber zitterte diesmal nicht vor dem Tode, dem ich auf dem Schlachtfelde und im Hungerthurme schon näher gewesen war. Ich war ja jetzt durch Gottes Gnade mit dem Himmel wieder ausgesöhnt, und konnte hoffen, wenn ich etwa in den Wellen des Meeres mein Grab finden sollte, auch dort drüben vor Gottes Richterstuhl Gnade und Erbarmen zu finden. Ich hegte zwar eine heiße Sehnsucht, am heiligen Grabe des Erlösers meine Sünden nochmals zu beweinen, empfahl aber mein Schicksal in Gottes Hand, und rief wiederholt: »Herr! Dein Wille geschehe.« Doch hatte uns der gütige Gott beschützt, der Sturm

endete glücklich, wir landeten im Hafen von Jaffa, und waren gerettet.« —

„O, Bruno! wie war es mir da so wundersam zu Muthe, als ich zum Erstenmale die heilige Erde Palästinas betrat! Ich knieete nieder, dankte vor Allem dem lieben Gott für meine so glückliche Pilgerfahrt, und vergoß Thränen der Rührung und Freude.“

„Da ich dich, lieber Bruno, von hieraus gerade zu in das heilige Land, an die heiligen Orte und nach Jerusalem führen werde, wo du dann selbst sehen, betrachten und empfinden kannst; so finde ich es für überflüssig, dir eine Beschreibung davon mitzutheilen. Ich will daher damit schließen, daß ich dir noch kurz von dem hohen Glück erzähle, das mir in Jerusalem zu Theil geworden ist. Ja, dort in der heiligen Stadt, wo der göttliche Erlöser für uns Sünder am Kreuze gestorben, und am heiligen Grabe, wo ich in der ersten Zeit täglich, unter heißen Thränen der Buße und Reue, auf dem Angesichte lag, wurde endlich die Sehnsucht meines Herzens erfüllt; denn es fand die Ruhe und den Frieden wieder, den es in der gefahrvollen Welt verloren hatte. Und was meinem Glück hienieden die Krone aufsetzte, war, daß ich nach einigen Jahren, in denen ich mich unter strengen Abtödtungen und ernsten Bußübungen vorbereitet hatte, im Kloster der frommen Hüter des heil. Grabes die erflehte Aufnahme und endlich vom Bischofe die heil. Priesterweihe empfieng. Erst hier, innerhalb der heil. Mauern des Klosters, genoß ich ungestört jenen süßen Frieden, den die Welt nicht kennt, und gewann eine Ueberzeugung, die ich auf

meiner Burg im Schooße der Weltfreuden niemals erhalten hätte: nämlich die, daß der Mensch erst dann recht glücklich sei, wenn es ihm gelungen ist, vollends der Welt entsagt zu haben.«

„Es dürfte dich aber wundern, mein Freund, warum du mich hier, an der phönizischen Küste gefunden, da ich doch einem Kloster zu Jerusalem angehöre? Sieh', lieber Bruno, das hat der liebe Gott zu deiner Rettung und zu deinem Seelenheile so gefügt.«

„Ja, so hat es der allbarmherzige Gott gefügt!« rief Bruno tiefgerührt, unter Thränen und Schluchzen, aus. „Ihm, dem langmüthigen und barmherzigen Gott, sei Lob und Preis in Ewigkeit!« —

„Amen!« fügte Pater Joachim mit Rührung bei, und schloß seine Erzählung mit folgenden Worten: »Ja, der allgütige Gott hat es so gefügt, daß das Kloster-Convent gerade mich, und keinen andern, in dieser Zeit zum Almosen sammeln zur Befreiung christlicher Sklaven wählte; denn sonst hätten wir uns wahrscheinlich in dieser Welt nie wieder getroffen, und mir wäre dann die süße Freude nicht geworden, der Retter deines Lebens, deiner Freiheit, und — mit Gottes Gnade auch der Retter deiner Seele zu werden.« —

»Gnädiger Herr! oder wie soll ich Euch nennen?« nahm nun Bruno das Wort, um auch seine bisherigen Schicksale zu erzählen.

»Nenne mich bei dem Namen, der mir nicht durch Geburt, sondern durch eine ganz besondere Gnade Gottes zu Theil geworden ist«, erwiederte Pater Joachim.

„Ehrwürdiger Vater!“ fuhr also Bruno fort, „meine Erzählung darf kürzer werden, als die Eurige, und es wird Euch recht lieb sein, wenn ich mich recht kurz fassen werde. Denn außer der unbegrenzten und unaussprechlichen Langmuth Gottes, die Er bisher mit mir getragen, habe ich nichts Gutes und Erfreuliches, sondern nur Schlechtes und Betrübendes zu erzählen, und mein gottloses Leben ist Euch schon längst bekannt. Und wie ich darin fast zwanzig Jahre lang verharrte, ohne nur Buße und Reue zu fühlen und ohne mein Herz zu Gott, dem Allbarmherzigen, zu bekehren, das habe ich Euch vor einer Stunde, wo ich Euch noch nicht kannte, aufrichtig und offenherzig mitgetheilt. Ach, bester Herr! wie sobald habt Ihr Euch so recht ganz von Herzen zu Gott bekehrt, und durch die zwanzig Jahre, die ich in Unbußfertigkeit und Verstocktheit verlebte, in strengen Abtödtungen, Bußübungen und Gottseligkeit, ein erbauliches Leben geführt und Menschen beglückt! Ihr habt Euch schon in den ersten Tagen bekehrt, und ich bin noch zwanzig Jahre verstockt und unbußfertig geblieben! Ach, diese Schuld, diese große Schuld lastet schwer auf meinem Herzen, und macht mir die Erzählung meiner Schicksale zu einer sehr schweren Aufgabe. Da sie aber eine fortgesetzte Selbstanklage sein wird, so will ich sie als ein Bußwerk betrachten.“

„Ich will meine Erzählung mit jenem Tage beginnen, an dem ich aus der Eisenburg entflohen bin. Die Kunde von Benno's Bekenntnisse auf dem Todbette hatte mich mit Furcht und Schrecken erfüllt.

Ich packte schnell einige Kostbarkeiten zusammen, die ich Euch, ehrwürdiger Vater, meist entwendet hatte, und verließ die Burg. Ich schlug den Weg nach Osten ein; weil ich wußte, daß dieser am wenigsten gangbar und daher meiner Flucht am günstigsten wäre. Wohin ich eigentlich fliehen wolle, daran dachte ich noch nicht; denn ich war im Kopf und Herzen ganz verwirrt. Mich trieb Furcht und Angst, wie ein vom Jäger verfolgtes Wild, immer tiefer und tiefer in das Dickicht hinein; aber es war nicht Gottesfurcht, nicht Gewissensangst, sondern nur die Furcht vor Verfolgung und vor dem Rache-Schwerdt meines beleidigten Herrn. Ich hatte in den Dorngesträuchen die Kleider, Hände und Gesicht zerrissen; aber aus Furcht und Eile nicht darauf geachtet. In meiner Verwirrung hatte ich es nicht bemerkt, daß ich einen Kreislauf machte und nach einer vierstündigen Flucht wieder auf demselben Platze war, wo ich schon im Anfang der Flucht gewesen, und der kaum eine halbe Stunde von der Eisenburg entfernt ist. Wie groß war mein Aerger; aber wie noch größer mein Schrecken, als ich auf einmal Hufschläge vernahm und meinen erzürnten Herrn mit dem entblößten Schwerdte an der Spitze einiger Reisigen erblickte! »Ich bin verloren!« sprach ich, und verkroch mich schnell in ein dichtes Gebüsch, worin ich kaum athmete, und, wie ein verscheuchtes Reh, dem die Jagdhunde auf die Spur gekommen, in Todesangst an allen Gliedern zitterte. Meine Verfolger ritten im Galopp hart neben mir vorbei, und bald verhallten die Hufschläge in meinen Ohren. Schon ging die Sonne

unter, und ich war am ersten Tage meiner Flucht nur eine halbe Stunde weit gekommen. Da ich mich wieder sicher wähnte, kroch ich aus meinem Verstecke hervor, um mich für die einbrechende Nacht in der nahegelegenen Wolfshöhle zu verbergen. In dieser tiefen, aber engen Höhle, worin ich befürchtete, das Nachtlager mit einem wilden Thiere theilen zu müssen, brachte ich eine fürchterliche, meist schlaflose Nacht zu."

„Bei der ersten Morgenröthe verließ ich die schauerliche Höhle, um meine Flucht weiter fortzusetzen. Ich will Euch, ehrwürdiger Vater, die Leiden dieser ersten Tage nur kurz erzählen, die darin bestanden, daß ich nebst der Todesangst, die mich, wie eine geheime böse Macht, durch die schauerlichsten Wälder trieb, schrecklich Hunger und Durst und noch allerlei andere Mühseligkeiten ertragen mußte."

„Am vierten Tage meiner Flucht war ich, matt und elend, mit zerrissenen Kleidern und mit verwundeten Händen, Füßen und Gesicht, an der böhmischen Grenze angekommen, und stieß beim Eingang in das Böhmerwaldgebirg auf eine Köhlerhütte. Etliche bärtige und kohlschwarze Männer traten mir mißtrauisch entgegen, und fragten mich mit rauher Stimme: woher ich komme und was ich hier suche? Da erzählte ich ihnen, um sie zum Mitleid zu rühren, eine Geschichte, von der nicht eine Silbe wahr gewesen. Diese erlogene Geschichte hatte jedoch so viel bewirkt, daß man mir Etwas zu Essen und zu Trinken gab, aber nicht übernachtete; weil man mich nach dem Aeußern schon für einen verdächtigen Menschen hielt.

Diese verächtliche Behandlung hatte meinen Stolz tief gekränkt; aber auf mein verdorbenes Herz nicht die mindeste heilsame Wirkung gemacht. Anstatt für Speise und Trank den wohlthätigen Leuten zu danken, grollte ich ihnen im Herzen und wünschte ihnen Uebels für das Gute, das sie mir gethan.«

»Ich verließ unter Murren und Fluchen die Köhlerhütte, und traf noch denselben Abend, es war schon sehr dunkel, zu meiner großen Freude, eine schlechte Waldschenke. Beim Eintritte in die rußige Stube erblickte ich etliche baumstarke Bursche, die um einen Tisch saßen, und bei gefüllten Gläsern in einem lebhaften Gespräche begriffen waren. Als ich eintrat, verstummten sie plötzlich, und betrachteten mich halb neugierig, halb spöttisch. Ich setzte mich, da es mir hier sehr unheimlich vorkam, ganz allein an einem andern Tisch, und begehrte um die Bezahlung Speis und Trank. So schlecht es auch war, was man mir auftrug, so schmeckte es mir doch sehr gut.

Vor lauter Eßlust hatte ich es kaum bemerkt, daß ich der Gegenstand des wiederbegonnenen Gesprächs geworden war. Einer von den Burschen, welcher der Vornehmste unter ihnen zu sein schien, setzte sich zu mir hin, und begann mit mir ein vertrauliches Gespräch. Ich will den Inhalt desselben mit wenigen Worten nennen. Diese Bursche gaben sich nämlich für Handelsleute aus, waren aber, wie ich erst später zu meinem Verderben erfahren mußte, nichts weiter, als Wildschütze und Schmuggler. Man lud mich freundlich ein, ihr Genosse zu werden, und ich wurde es auch ohne langes Bedenken. Denn wie konnte ein

so elender Flüchtling, wie ich es damals war, noch lange wählen!? Die erste Aussicht schien mir in meiner verzweiflungsvollen Lage auch die beste, so schlecht sie sonst sein mochte. Und erst jetzt sehe ich ein, wie dumm die Sünde den Menschen macht; ja so dumm, wie ein vernunftloses Thier.“

„Ich war also ein Mitgeselle gewissenloser Wildschützen und Schmuggler, die in dem schlechten Gewerbe, das sie frech und unverschämt trieben, schon durchtriebene Meister waren. Nun lernte ich zu den alten Lastern noch neue verüben, um das Maaß meiner Sünden voll zu machen. Doch ich trieb dies neue lasterhafte Gewerb nicht lange; schon nach einigen Wochen wurden wir eingefangen, und gefesselt in den Kerker geworfen. Weil man bei mir die Kostbarkeiten fand, die ich von der Eisenburg mitgebracht; so wurde ich als ein Straßenräuber behandelt, und zu zwanzigjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. So holt Gottes Strafe die flüchtigen Sünder ein! Im dunkeln, schauerlichen Kerker, mit schweren Ketten gefesselt und bei Wasser und Brod, hätte ich zur Erkenntniß meiner Sünden und Verbrechen kommen sollen; aber ach! ich kam leider nicht dazu. Ich suchte den Grund meines unglücklichen Schicksals nicht in mir selbst, sondern nur außer mir, nannte meine Richter ungerecht und grausam, haßte Gott und die Menschen, und verwünschte mein Dasein. Nur der Gedanke an die Möglichkeit der Flucht hatte noch meine Seele vor Verzweiflung bewahrt. Nach sechs qualvollen Jahren war mir die Flucht wirklich gelungen. Allein ich Elender war

nur den Fesseln im Kerker entronnen, um in den Fesseln der martervollen Sklaverei zu schmachten. Ich floh bis an die türkische Grenze, fiel dort in die Hände elender Sklavenhändler, und wurde in Konstantinopel an einem Stricke, wie in Deutschland das Hornvieh, auf den Markt geführt und an einen reichen Türken verkauft. Meine Lage im Kerker war jammervoll; aber die gegenwärtige Lage in der Sklaverei war unerträglich. O, ehrwürdiger Vater! Ihr könnet Euch keinen Begriff machen von dem jammervollen Zustande, in welchem sich bei den herzlosen Türken die armen Sklaven befinden. Um mich kurz auszudrücken, sage ich Euch nur, daß die Deutschen ihr Vieh menschlicher behandeln, als die Türken ihre Sklaven.“

„Da mir meine Lage unerträglich schien; so dachte ich wieder, anstatt mich zu Gott zu bekehren, nur an die Flucht, die mir auch diesmal wieder gelang. Aber ach! auch diesmal folgte Gottes strafende Gerechtigkeit dem unbußfertigen Flüchtling auf den Fersen nach. Ich Thor hatte nur am Pfluge die Stricke zerrissen, um mich als Galeerensklave in Fesseln schmieden zu lassen. Ich wurde nämlich auf der Flucht eingefangen und zur Galeerenstrafe auf Lebenslang verurtheilt. Jetzt hatte mein Elend den Gipfel erreicht; aber auch jetzt sollte ich der Langmuth und Barmherzigkeit Gottes nicht mehr länger widerstreben. Ja, der liebe Gott, der Vater der Erbarmungen, hatte aus unbegränzter Liebe meiner Unbußfertigkeit ein Ziel gesetzt. Die lichtvollen Stralen der göttlichen Gnade zerrissen allmählig den dichten Schleier

meiner unseligen Verblendung, ich fing an, den schrecklichen Zustand meiner Seele zu erkennen, und entsetzte mich vor mir selbst. Ich war der Verzweiflung nahe; aber der erbarmungsvolle Gott wollte mich vor derselben bewahren. Darum hatte er es so gefügt, daß eines Tages, — es sind jetzt zwei Jahre — ein Galeerensklave von einem andern Schiffe gerade auf das unsrige versetzt wurde. Dieser Schuldlose, dieser gottselige Märtyrer, war ein Deutscher, aus dem Schwabenlande gebürtig, und ein tugendhafter, vortrefflicher Mensch. Diesem edlen, aber unglücklichen Manne verdanke ich es nächst Gott, daß ich wieder an einen Gott und eine göttliche Vorsehung glauben lernte, das Herz der Reue öffnete, und meine Schandthaten zu beweinen begann. Vor etlichen Wochen hatte dieser gottselige Dulder ausgelitten und war in's bessere Leben hinübergegangen. O, möge ihm der göttliche Heiland dort drüben im Paradiese Alles tausendfach vergelten, was er Gutes an mir gethan! Sterbend noch hatte er mir zugerufen: „O, Bruno, mein Freund! höre nicht auf, deine Vergehen zu beweinen, vertraue auf die unendliche Liebe des Erlösers, und du wirst sicher Gnade und Verzeihung finden!" — Ich versprach es ihm, und flehte bisher zu Gott, daß Er mich einen Priester finden lassen möchte. Und der barmherzige Gott hat mein Flehen erhört, und hat mir heute in Euch, ehrwürdiger Vater, Retter meines Lebens und meiner Freiheit! diesen erflehten Priester zugeschickt. Ihm, dem allgütigen und allbarmherzigen Gott, sei Ehre, Lob und Preis in Ewigkeit!" —

Hiermit war Bruno's Erzählung beendigt, und der fromme Pater Joachim bewunderte und pries auch mit ihm Gottes ewige Erbarmungen. Dieser nahm Bruno mit sich nach Jerusalem, wo der reumüthige Büßer am heiligen Grabe und im stillen Kloster für seine betrübte Seele wieder Ruhe und Frieden fand. Er hatte dem gottseligen Bischof zu Jerusalem mit aufrichtiger Reue seine Sünden gebeichtet, und von ihm die erflehte Lossprechung erhalten. Seine ernstliche Besserung hatte ihm das Zutrauen der frommen Väter des Klosters in einem so hohen Gnade verschafft, daß er in die Zahl der Laienbrüder aufgenommen worden. Und so waren Dagobert und Bruno todt, und lebten nun wieder; waren verloren, und nun wieder gefunden. Und darüber freuen sich die Engel im Himmel und alle gute Menschen auf Erden.

Zehntes Kapitel.

Die wundersame Entdeckung.

Während Dagobert und Bruno im Kloster zu Jerusalem, und Bertha, als Aebtissin im Kloster Marienthal, ein verborgenes und gottseliges Leben führten, verlebten auch Anna, als glückliche Gattin und Mutter, und Wunibald an der Seite seiner frommen Pflegeeltern und seines treuen Bruders meist schöne und frohe Tage. Wunibald war nun, wie sein Bruder Oswald, zu einem liebenswürdigen Jünglinge her-

angeblüht. Er war so fromm als schön, und so bescheiden als geschickt. Der Förster Walther und seine Gattin hatten daher an Wunibald eine ebenso große Freude, als an Oswald, und die künftige Versorgung des Einen lag ihnen ebenso sehr am Herzen, wie die des Andern. Denn das lange Beisammenleben, die süßen Sorgen und Freuden, wie die gegenseitige Liebe, hatten das Band zwischen ihnen und Wunibald so enge geknüpft, und ihnen diesen edlen und hoffnungsvollen Jüngling so lieb und theuer gemacht, daß sie sich mit dem Gedanken: Wunibald wäre nur ihr Pflegesohn, schon längst nicht mehr befreunden konnten. Ja Wunibald war nun schon etliche zwanzig Jahre alt, und doch wußte er noch nicht, daß Oswald nicht sein leiblicher Bruder sei. Denn weder dieser, noch seine Eltern, hatten ihn aus Zartgefühl in frühern Jahren je ein Mal an das Ereigniß erinnert, durch das er in ihr Haus gekommen, und jetzt schien es schon ganz vergessen zu sein. Oswald wäre das einzige Kind geblieben, wenn ihm nicht die göttliche Vorsehung durch jenes wundersame Ereigniß in Wunibald einen so liebenswürdigen Bruder gegeben hätte. Die guten Eltern hatten aber schon längst bei sich beschlossen, das erhauste Vermögen, so klein es auch sein mochte, mit der Zeit unter die beiden Söhne gleichmäßig zu vertheilen. Diesen Entschluß machten sie eines Tages ihrem Sohne Oswald im Vertrauen bekannt, und der uneigennützige Jüngling weinte darüber aus Freude, und betheuerte, daß er lieber gar Nichts erben wollte, wenn Wunibald nicht mit ihm theilen dürfte.

Beide hatten sich dem Forstwesen gewidmet, und waren zur Freude der Eltern ebenso einsichtsvolle Forstmänner, als geschickte Jäger geworden. Sie hatten, ohne es eigentlich beabsichtigt zu haben, schon längst die Aufmerksamkeit des Ritters Kuno von Windeck, in dessen Diensten ihr Vater stand, auf sich gezogen, und sich sowohl wegen ihrer Geschicklichkeit, als auch wegen ihres tugendhaften Wandels, dessen Achtung und Liebe in einem hohen Grade erworben. Wie freute sich der gute Walther, als ihm der biedere Ritter eines Tages die Versicherung gab, daß die ersten Stellen, die in seinem weitausgedehnten Forste frei würden, für seine zwei wackern Söhne bestimmt seien! Jedoch diese erfreuliche Aussicht für die Zukunft offenbarte der verständige Vater nur seiner Gattin, damit seine Söhne sich um so uneigennütziger und eifriger ihrem Berufe widmen möchten. Die göttliche Vorsehung aber wendete die Sache anders, als ihr Gönner es bei seinem besten Willen beabsichtigt hatte.

Eines Tages ließ sich der Erbprinz von Thüringen und Hessen bei Ritter Kuno von Windeck, den er als seinen Busenfreund immer noch mit gleicher Liebe und Achtung, wie in früheren Jahren, behandelte, zu einem Besuche anmelden, wie er schon seit vielen Jahren recht oft zu thun pflegte. Wie feierlich und wie herzlich ein so vornehmer und so theurer Freund auf der Burg Windeck jedesmal empfangen und bewirthet wurde, läßt sich denken. Wie früher, so wurden auch diesmal, während des Prinzen Anwesenheit, dem hochverehrten Freunde Feste gegeben.

Unter den Dienstleuten, die um diese Zeit Hände voll Arbeit hatten, befand sich auch Förster Walther mit seinen zwei stattlichen Söhnen. Schon beim ersten Anblick fand der Erbprinz an der wunderschönen Gestalt des bescheidenen Wunibalds ein großes Wohlgefallen. Denn der Adel seiner Seele, wie der ritterliche Muth, der auf seinem schönen Gesichte abgeprägt war, entging seinem Blicke nicht. Der freundliche Prinz zeichnete daher den Wunibald unter allen jungen Dienstleuten dadurch aus, daß er ihn zu der bestimmten großen Jagdparthie zu seinem Leibjäger wählte.

Der zur Jagd bestimmte Tag war gekommen, und schon beim ersten Frühroth der aufgehenden Sonne erschollen die Jagdhörner und das Gebell der Jagdhunde, und die Pferde standen für die Herrschaften, wie für die Diener bereit. Es wurde aufgesessen, und der Zug bewegte sich feierlich den Schloßberg hinab. Wunibald ritt als Leibjäger so stattlich hinter dem Erbprinzen nach, daß Jedermann, wer seine geheimnißvolle Abkunft gekannt hätte, in dem jungen Jäger den stattlichen Ritter von Eisenburg nicht verkannt haben würde. Nun ging es waldeinwärts, und die Jagd begann. Anfangs schien ihnen das Jagdglück nicht günstig sein zu wollen. Doch je tiefer sie in das Dickicht hineindrangen, desto lebendiger und vergnügter begann die Jagdgesellschaft zu werden. Denn das verscheuchte Wild ward von allen Seiten so in die Enge getrieben, daß der Wald um sie her einem Thiergarten glich. Fast aus jedem Gebüsche sprang, von den

Jagdhunden aufgeschreckt, bald ein schüchterner Hase, bald ein zitterndes Reh. Von allen Seiten her waren die gespannten Bogen auf das arme verfolgte Wild gezielt, und unter dem Pfeilregen verlor manches Thierlein sein Leben.

Den Erbprinzen, der ein großer Jagdliebhaber war, begann die Jagd des kleinen Wilds zu langweilen; denn er hätte seine Pfeile lieber nach einem Hirschen, oder Eber abgesendet. Doch diese waren seltener, als Reh und Hasen. Allmählig und fast unbemerkt zerstreute sich die zahlreiche Gesellschaft; indem ein Jeder seine Beute haben und das verfolgte Wild nicht wieder aus dem Auge verlieren wollte. Auch der Prinz, dem Wunibald als treuer Leibjäger nie von der Seite wich, verfolgte lange einen Hirschen, bis er ihm endlich so nahe kam, daß er, wie er wähnte, mit günstigem Erfolge einen Pfeil nach ihm absenden könne. Aber er schoß zwei Pfeile vergebens nach ihm ab. Glücklicher, aber auch geschickter, schoß Wunibald. Schon der erste Pfeil, wie auch der zweite traf sein Ziel, der verwundete Hirsch stürzte, raffte sich wieder auf, und stürzte bald wieder. Aber bevor der Hirsch wieder aufstehen konnte, war Wunibald schon vom Pferde, und gab dem zappelnden Thiere mittelst des Hirschfängers mit einer Geschicklichkeit, die der Prinz bewunderte, plötzlich den Tod.

„Ihr habt Euch ausgezeichnet," versetzte der Prinz, indem er sehr freundlich dem Wunibald die Hand auf die Schulter legte; „Ihr seid in Euren jungen Jahren wahrhaftig schon ein so geschickter Jäger, daß

mancher, der in diesem Fache schon grau geworden, bei Euch noch in die Schule gehen dürfte. Selbst ich schäme mich nicht, Euch zu gestehen, daß Ihr mich, der ich doch unter den Jägern nicht der letzte zu sein wähnte, weit übertreffet.“

Der bescheidene Wunibald, der nicht so viel Lob zu verdienen glaubte, erröthete bei den verdienten Lobsprüchen des Prinzen, und bließ in das Jagdhorn, um etliche Gehilfen herbeizurufen, denen der Prinz den erlegten Hirschen übergab, und darauf mit Wunibald wieder weiter zog.

Jetzt spürten ihre Hunde einen Eber auf, der fürchterlich grunzend den Hunden Stand hielt, und zur Selbstvertheidigung gegen sie einen wüthenden Angriff wagte. Die beiden gut dressirten Hunde hielten auch dem grunzenden Eber Stand, wichen aber seinem fürchterlichen Zahne, womit er ihnen den Leib aufzureissen drohte, immer so geschickt aus, daß ihnen das rasende Thier nie auf den Leib kam, sie aber durch Bellen ihre Herren herbeiriefen.

Diese kamen gerade in dem Augenblick, wo der Kampf zwischen den Jagdhunden und dem Eber am heftigsten war. Die Ankunft der Jäger schien den Muth der Hunde zu mehren; denn sie setzten dem Eber so zu, daß sie ihm schon mehrere Bisse beigebracht. Doch in dem Augenblick, wo die beiden Jäger vom Pferde stiegen, um mit dem Wurfspieß in der Hand dem Kampfe ein Ende zu machen und den Eber zu erlegen, sprang aus einem nahen Gebüsche ein Hirsch hervor. Also zwei Schlachtopfer auf Ein-

mal! Welches sollten sie entrinnen lassen, und welches erbeuten? Es gelüstete sie nach Beiden.

„Machet Euch an den Hirschen,“ rief Wunibald dem Prinzen zu, „und ich will es mit dem Eber aufnehmen!“

»Und ich will das Gegentheil!“ versetzte der Prinz etwas beschämt. Und wie er wollte, geschah auch.

Schon nach einigen Sekunden war von Wunibald der Hirsch erlegt. Aber ehe er sich nach dem Prinzen umsehen konnte, drang ein jämmerliches Hilfegeschrei in sein Ohr. Er eilte dem schauerlichen Kampfplatze zu, und ach! in welcher Gefahr erblickte er den Prinzen?! Die beiden Hunde lagen erbärmlich zerrissen im Blute auf dem Boden, und auch der Prinz blutete aus mehreren Wunden und war schon in der Gefahr, dem blutigen Kampfe mit dem rasenden Eber zu unterliegen. Doch Wunibald kam noch zur rechten Zeit, und drei gelungene Stiche von seiner geübten Hand machten dem gefährlichen Kampf ein Ende. Unter Strömen schwarzen Blutes stürzte das Unthier zu Boden. Und noch ein Stich, und es war aus mit ihm.

„Ach! wem soll ich zuerst danken für die Rettung meines Lebens? — Gott, oder Euch, o edler, vortrefflicher Mensch?!“ rief der Prinz in einem ergreifenden Tone, und bis zu Dankesthränen gerührt.

„Gott gebühret der erste Dank; ja Gott, dem Allmächtigen, gebühret allein aller Dank, gnädigster Herr Prinz!“ erwiederte Wunibald auf den Knieen und mit gefalteten Händen. »Ja, bester Gott! ich

danke Dir, daß Du mich gestärket und meine schwache Hand geleitet, und so unserm Lande den vielgeliebten Erbprinzen am Leben erhalten hast. O, erhalte ihn noch recht lange, und Thüringen wird glücklich sein!«

Neben Wunibald kniete auch der gerührte Prinz, und, seiner schmerzenden Wunden nicht achtend, verrichtete auch er ein herzliches Dankgebet. Und in diesem feierlichen Augenblicke gelobte er Gott, von nun an das Glück seines Lebensretters nach Kräften zu fördern.

»Ja, edler junger Mann, theurer Lebensretter! ich bin ewig Euer Schuldner; darum bitte ich Euch, seid mein Freund!« So sprach unter Thränen der Rührung der dankbare Prinz, nachdem er sich von den Knieen erhoben; und war im Begriff, den staunenden Jüngling in seine blutenden Arme zu schließen.

»Ach, nein, gnädigster Herr Prinz!« versetzte der bescheidene Jüngling erröthend, »Ihr seid ja schwer verwundet, und ich würde Eure Schmerzen vermehren. Ich bitte Euch vielmehr, daß Ihr mir erlaubet, mit den schallenden Tönen meines Jagdhorns die übrigen Festgäste herbeizurufen, damit vor Allem zur Untersuchung und Verbindung Eurer Wunden Anstalt getroffen werde.«

Diese zarte Aufmerksamkeit rührte den Prinzen noch mehr, und er konnte Wunibalds Sorgfalt nur billigen. Dieser bließ in das Jagdhorn, und auf diesen bekannten Nothruf kamen die Festgäste eilends von allen Seiten herbei. Aber wie groß war ihr Schrecken beim Anblick dieser blutigen Szene, und wie noch

größer ihre Verwunderung über die Rettung des geliebten Prinzen aus so großer Gefahr! Alle stimmten einmüthig sowohl in den herzlichen Dank gegen Gott, als auch in das aufrichtige Lob des heldenmüthigen Jünglings ein. Und Vater und Bruder schlossen den geliebten Wunibald, unter Freudenthränen in ihre Arme.

Um den verehrten Prinzen vor zu großem Blutverluste zu bewahren, wurden seine Wunden, von denen einige lang und tief waren, für die Noth sogleich mit frischem Wasser reingewaschen und verbunden. Zu diesem Nothverband bot Jeder der Festgäste sein weisses Schweißtuch dar, und Jeder wollte an der Senfte tragen, worauf man den geliebten Prinzen auf die Burg Windeck brachte. Ein geschickter Wundarzt untersuchte die Wunden des Prinzen, und erklärte sie alle zur allgemeinen Freude für nicht gefährlich. Die Festfreuden waren zwar jetzt zu Ende; aber um so größer und inniger war alsdann die allgemeine Freude über die baldige Genesung des Prinzen. Und beim Genesungs-Mahle wurde dem vielgeliebten Erbprinzen, dem künftigen, so hoffnungsvollen Landesvater, wie auch dem heldenmüthigen Retter seines so theuren Lebens, unter sinnvollen Trinksprüchen ein vielstimmiges und herzliches Lebehoch gebracht.

Es war nun ausgemacht, daß Wunibald den Erbprinzen an den fürstlichen Hof begleite, um daselbst als Freund und Günstling an dessen Seiten glückliche und heitere Tage zu verleben, und, wie man zu sagen pflegt, für diese Welt sein Glück zu machen. Der gütige Prinz wollte auch Wunibald's

Bruder, den braven und sehr verständigen Oswald, mit sich an den Hof nehmen, um auch ihn mit der Zeit zu höheren Aemtern zu befördern. Allein der Schmerz der guten Eltern war über die bevorstehende Trennung des geliebten Wunibald's schon so groß, daß sie unmöglich auch in die Trennung des noch einzigen Sohnes, der noch einzigen trostvollen Stütze für ihr nahendes Alter, einwilligen konnten. Selbst zwischen den zwei dankbaren Söhnen entstand deßhalb ein edler Wettstreit; denn jeder wollte aus Liebe zu den Eltern auf die schönen Aussichten einer ehrenvollen Laufbahn verzichten, um zu Hause bleiben und die trostvolle Stütze der theuren Eltern sein zu können. Dieß kindliche Zartgefühl, wie diese edle Uneigennützigkeit, rührte den gefühlvollen Prinzen so sehr, daß er selbst den Ausspruch that, und für die Abreise Wunibald's stimmte.

Eines Morgens, — es war am zweitletzten Tage vor der bestimmten Abreise —, sprach Walther weichen Herzens zu seinem geliebten Pflegesohne: »Mein lieber Sohn! bevor du aus unserm Hause scheidest und mit deinem fürstlichen Gönner vielleicht für dein ganzes Leben in die Residenz ziehest, um von nun an am fürstlichen Hofe zu leben, muß ich mit dir über höchst wichtige Dinge sprechen. Ja, ich muß dir ein wichtiges Geheimniß offenbaren, wozu jetzt die günstigste Zeit gekommen sein darf. Du staunest, lieber Sohn! über diese meine Worte, die dir sehr fremd erscheinen mögen. Allein beim Hungerthurme, wohin wir uns diese Stunde noch begeben wollen, wird dir meine räthselhafte Rede schon klar werden.

Von dort begeben wir uns dann zu Förster Albert, damit du von ihm, seinem alten Vater und von seiner Frau und seinen liebenswürdigen Kindern Abschied nehmen kannst. Du weißt ja, wie theuer du diesen guten Menschen bist. Sie werden sich herzlich freuen über dein künftiges Glück, aber zugleich auch tief betrübt sein über deine so unverhoffte und plötzliche Trennung.«

So sprach Walther gerührten Herzens, und noch zu derselben Stunde brachen die Eltern und beide Söhne auf, und schlugen den Weg ein, der zum Hungerthurme führt.

Zu derselben Stunde, in der Walther mit den Seinigen das Haus verließ, hatte auch der Förster Albert mit seiner Gattin Anna und dem ältesten Sohne Jakob, einem hoffnungsvollen Jünglinge von 16 Jahren, sein Haus verlassen, um Förster Walther zu besuchen, und seinem Sohne Wunibald zu gratuliren, ihm zugleich aber auch ihren Schmerz über seine Trennung auszudrücken. Denn beide Familien standen schon seit mehr als 16 Jahren mit einander in der innigsten Freundschaft, und Walther war Alberts Kindern der Taufpathe. Sie besuchten sich oft gegenseitig, und Walther's Söhne hatten Alberts Kinder ungemein lieb. So oft Anna den blühenden Jüngling Wunibald genauer betrachtete, stiegen in ihrer Brust allerlei Vermuthungen auf; denn er sah dem Ritter Dagobert von Eisenburg so ähnlich, wie ein Ei dem andern.

„Könnten nicht des Försters Wunibald und der meiner frühern gnädigen Herrschaft ein und dieselbe

Person sein?“ So oft sie dieß dachte, fand sie ihre Vermuthung für wahrscheinlicher. Da sie aber während der langen Bekanntschaft mit Wunibald's Pflegeeltern nicht das Mindeste gewahr nahm, was ihre Vermuthung begünstigt hätte, so wagte sie es nie, dieselbe Jemanden zu offenbaren. Aber heute, wo sie unterwegs mit Albert über das seltsame Ereigniß zwischen Wunibald und dem Erbprinzen sprach, trat des Jünglings Aehnlichkeit mit Ritter Dagobert so lebhaft vor ihre Seele, daß sie einen innern Drang fühlte, dem Albert ihre Vermuthung mitzutheilen, welche dieser nicht für unmöglich hielt. Sie kamen miteinander überein, bei der heutigen Gelegenheit, die ihnen die günstigste zu sein schien, mit Walther und Amalie im Vertrauen darüber zu sprechen. Der Weg zu Walthers Hause führte sie in einer nicht weiten Entfernung neben dem Hungerthurme vorüber. Plötzlich kam Anna der Gedanke in den Sinn, einen kleinen Umweg zu machen, um nach so vielen Jahren den unvergeßlichen Hungerthurm einmal wieder zu sehen. Denn der Gedanke an die Aehnlichkeit Wunibald's mit Ritter Dagobert hatte die schauerliche Geschichte der unglücklichen Bertha von Eisenburg — der gegenwärtigen Aebtissin des Klosters Marienthal — bei ihr wieder so lebhaft in Erinnerung gebracht, als wäre sie erst vor wenigen Tagen vorgefallen. Auch Albert wollte diesen Thurm wieder sehen, aus welchem er als Jüngling mit seinem Vater die unglückliche Bertha von Eisenburg gerettet hatte. Sie schlugen den Seitenweg ein, der sie in wenigen Minuten zum Thurme führen mußte.

Aber siehe da, welche Ueberraschung! Von dem Hungerthurme erblickten sie Nichts mehr, als Schutt, auf welchem etliche Arbeiter emsig beschäftigt waren, und die auf die Befehle des Ritters Kuno von Weissenfels lauschten, der neben dem Schutte stand. Und in demselben Augenblicke nahete sich von einer andern Seite her die Familie Walther. Wie groß war auch ihre Ueberraschung! und wie staunten beide Familien über ihr so unvermuthetes Zusammentreffen an einem Orte, von dem zwischen ihnen während den vielen Jahren noch nie die Rede gewesen! Und jetzt trafen sie hier zusammen, als wäre zwischen ihnen eine Zusammenkunft an diesem Orte verabredet worden. Daß die göttliche Vorsehung sie alle an dieser merkwürdigen Stelle und zu dieser entscheidenden Stunde zusammengeführt, ist ihnen nach einer gegenseitigen und aufrichtigen Erklärung sonnenklar geworden.

Nachdem sich beide Familien freundlich begrüßt und das Geständniß ihrer Ueberraschung einander mitgetheilt hatten, naheten sie sich ehrerbietig dem Ritter von Weißenfels, und äußerten ihm ihre Freude über seine glückliche Rückkehr aus dem heiligen Lande, wohin er, wie in der ganzen Umgegend wohl bekannt war, vor ungefähr einem Jahre, nach dem Tode seiner theuren Gattin, eine Pilgerfahrt unternommen hatte, um zum heiligen Grabe des Erlösers zu wallfahrten. Der Ritter dankte ihnen freundlich, und beantwortete ihnen die Frage nach dem Zwecke des Abbruchs dieses Thurmes, der ihnen aus

gewissen Gründen höchst merkwürdig sei, mit folgenden Worten:

»Auf die Stelle dieses schauerlichen Thurmes, von dem die Sage der Völker nur schreckliche Dinge zu erzählen weiß, will ich eine freundliche Kapelle zu Ehren des göttlichen Erlösers, und daneben ein Häuschen bauen, zur friedlichen Wohnung für zwei fromme Einsiedler, die jüngst mit mir aus dem heiligen Lande hieher gekommen sind. Sie wollen hier ein verborgenes, gottseliges Leben führen und aller Welt unbekannt bleiben.« —

„Ach, hier an diesem Orte der Gräuel eine heilige Kapelle! hier eine Wohnung heiliger Einsiedler?!“ riefen Alle voll Verwunderung, wie aus einem Munde.

„Hier auf dieser Stelle ein Gotteshaus?!« versetzte Walther, „wo ich vor 24 Jahren ein ausgesetztes Kind gefunden.“

„Und wo wir etliche Jahre später mit Hilfe unsers Vaters einen unglücklichen Ritter vom Hungertode gerettet,“ versetzten Walthers Söhne.

„Und wo auch wir vor 24 Jahren ebenfalls mit Hilfe unsers Vaters eine unglückliche Burgfrau vom Tode gerettet,“ fügten voll des Erstaunens Albert und Anna bei. Und wie wundersam! nach einer näheren gegenseitigen Erklärung war Alles offenbar, was ein vierundzwanzigjähriges Geheimniß mit einem dichten Schleier in ein unerforschliches Dunkel, gehüllt. Ritter von Weißenfels wußte nun, daß Bertha und ihr Kind im Hungerthurme nicht gestorben; und Albert und Anna wußten jetzt, daß

Bertha's Gatte und Kind noch leben; und Walther war gewiß, daß sein theurer Wunibald der einzige Sohn und Erbe des Ritters Dagobert von Eisenburg sei. Und wie staunte Wunibald über diese wundersame Entdeckung!

„Der unglückliche Ritter im Hungerthurme, den ich als Knabe mit Erdbeeren erquickte, war also mein Vater?“ rief Wunibald, durch die Wunder der göttlichen Vorsehung tief erschüttert, unter Thränen aus. Er und Alle fielen auf die Kniee nieder, bewunderten und priesen, unter stillen Thränen der Rührung und Freude, Gottes heilige und unerforschliche Rathschlüsse.

Die Gefühle und Empfindungen, mit welchen die beiden Familien diesen Ort verließen, um sich unversäumt in das Kloster Marienthal zu begeben, kann meine Feder nicht schildern. Und die große Freude, womit diese Guten recht bald überrascht werden sollen, hatte der edle Ritter von Weißenfels aus der schönen Absicht ihnen noch vorenthalten, um auf diesen Tag der Freude noch einen zweiten zu bereiten.

Eilftes Kapitel.

Das Wiedersehen.

Schon bereits achtzehn Jahre hatte Bertha als Nonne im Kloster Marienthal in stiller Verborgen-

heit, ein friedliches und gottseliges Leben geführt. Obwohl sie durch Werke der Liebe täglich der Welt zu nützen suchte und ihrer im Gebete gedachte; so war sie doch der Welt so ganz abgestorben, daß ihr himmlisch gesinnter Geist stets mit Gott beschäftigt war, und allzeit nur nach dem trachtete, was Oben ist. Und so oft ihr Herz im Gebete des geliebten Gatten und Kindes gedachte, schwebte ihr Geist in höheren Regionen, und suchte die, welche noch auf Erden wandelten, unter den Seligen im Lande des ewigen Friedens.

Denken wir uns nun, wie unbeschreiblich groß die Ueberraschung sein mußte, als Anna, auf deren Antlitz die reinste Freude stralte, mit den Uebrigen in das Zimmer der Aebtissin trat, und ihr den Wunibald als einen sehr nahen Anverwandten vorstellte. Die ehrwürdige Aebtissin erblaßte; denn sie wähnte ihren Gatten, so wie er damals leibte und lebte, als sie von ihm getrennt worden, vor sich zu sehen. Diese sprechende Aehnlichkeit Wunibald's mit seinem Vater machte alle übrigen Beweise überflüßig, um der überraschten Aebtissin glauben zu machen, daß dieser junge Mann ihr Sohn, ihr geliebter Wunibald, sei, den sie schon als Säugling für dieß Erdenleben verloren zu haben wähnte. Sie umarmte den wiedergefundenen Sohn mit heiliger Mutterliebe, und vergoß Thränen seliger Freude.

»O, bester Vater im Himmel!« rief sie mit himmelwärts gerichtetem Blicke aus, „wie habe ich das verdient, daß Du mich die Freuden des Wiedersehens, die ich erst dort drüben im Himmel zu finden

hoffte, schon hienieden genießen lassest!? Ach, ich danke Dir von Grunde meines Herzens für diese süße Freude; nur gib, lieber Gott! daß mein Kind hier, das Du mir wieder gegeben hast, ebenso auf ewig mein sei, wie es Dein und mein gewesen wäre, wenn ich es erst bei Dir gefunden hätte.« —

Förster Walther und seine Gattin, welche den Sinn dieser Bitte gar wohl verstanden, traten ehrerbietig vor die würdige Aebtissin hin, und gaben sich als die Pflegeeltern ihres Sohnes zu erkennen. Wie bewunderte diese Gottes heilige Rathschlüsse und allweise Fügungen, und wie dankte sie diesen edelmüthigen Menschen, als sie aus ihrem Munde die Rettungsgeschichte ihres theuren Wunibald's vernahm! Und je weiter diese erzählten, desto höher stieg ihre Freude und desto häufiger floßen ihre Thränen. Sie umarmte mit Entzücken Wunibald's Pflegemutter, und sprach: »O, der liebe Gott wußte es gar wohl, daß ich mein Kind nicht so fromm und gut erzogen haben würde, wie Ihr, theure Wohlthäterin; darum nahm Er es mir, und gab es Euch. Und so habt Ihr auch die süßesten Mutterfreuden verdient, die Euch mein Sohn, will's Gott, noch recht lange bereiten wird. Und die einzige Freude, die ich dabei zu genießen wünsche, ist die, daß ich dich, mein lieber Wunibald, hier öfters sehen und aus dem Munde deiner guten Pflegeeltern die frohe Nachricht vernehmen darf, daß du ihnen stets ein frommer und dankbarer Sohn geblieben bist. Mein seliger Gatte wollte und konnte unserm Kinde nicht länger mehr Vater sein; darum, edler Mann! hat

der liebe Gott Euch dazu auserwählt. Ihr habt mein Kind gerettet, es gewissenhaft auferzogen, und so habt Ihr auf dasselbe alle Rechte eines Vaters. O, seid und bleibt es ihm, so lange Ihr lebt!“

Bei diesen Worten vergoßen Alle Thränen der Rührung. Wunibald küßte knieend seiner ehrwürdigen Mutter, die ihn geboren und um seinetwillen so viel gelitten und die bittersten Thränen geweinet hat, ehrerbietig die Hand, und benetzte sie mit Thränen kindlicher Liebe und Dankbarkeit. Er gelobte ihr, mit Gottes Gnade allzeit so zu leben, daß er ihrer und der Pflegeeltern Liebe würdig sei, und stets ihre volle Zufriedenheit verdiene. Er hatte vor der Aebtissin, die wie eine Verklärte vor ihm stand, so viel Ehrfurcht, daß er es kaum wagte, dieselbe seine Mutter zu nennen. Es that ihm weh, ihr jetzt noch nicht sagen zu dürfen, daß der geliebte Vater nicht todt sei, sondern noch lebe, und daß er als Knabe ihn gesehen habe, ohne ihn zu kennen. Denn der Ritter von Weißenfels hatte es ihm und allen Uebrigen unter wichtigen Gründen, die er ihnen nicht nennen durfte, verboten.

Hierauf erzählte Walther der ehrwürdigen Aebtissin auch das merkwürdige Ereigniß, durch welches Wunibald ein Freund und Günstling des Erbprinzen von Thüringen geworden. Sie freute sich über Wunibald's Muth und Edelsinn; darüber aber, daß er nun am fürstlichen Hofe leben müsse, wurde sie traurig. „Ach, mein Sohn!“ sprach sie, „das Hofleben ist einem Jünglinge, der die Welt und ihr Treiben nicht kennt, sehr gefährlich, und wer sich der Gunst

eines Fürsten erfreut, hat viele Neider und Feinde, die ihm Fallstricke legen, und nicht eher ruhen, bis es ihnen gelungen ist, ihn gestürzt zu sehen. O, mein lieber Wunibald! so fest ich auch an deine Tugend glaube, so zittere ich doch für dieselbe, wenn du einmal am Hofe sein wirst. Nicht als wenn es an fürstlichen Höfen keine tugendhafte Menschen gäbe, sondern weil an denselben der Gefahren und der Versuchungen gar viele sind, denen nur erfahrene und geprüfte Männer entgehen, denen aber junge und unerfahrene Leute sehr oft unterliegen. Ach, wenn doch die Sache noch geändert werden könnte!« —

»Sie wird wohl geändert werden,« fiel ihr Walther in die Rede, der ihre Meinung über das Hofleben theilte. »Ritter Kuno von Weißenfels, der weiß, daß Euer Sohn noch lebt, und sich darüber freute, wird dem rechtmäßigen Erben die Herrschaft Eisenburg abtreten, und der edle Erbprinz von Thüringen wird auch seinem Vasallen derselbe Freund und Gönner bleiben; und so wird unser theurer Wunibald als Ritter von Eisenburg den Gefahren des Hoflebens entgehen.«

Auf diese Worte erheiterte sich das Antlitz der Aebtissin, und die Beruhigung und Freude ihres Herzens offenbarten sich in Worten, Blicken und Gebehrden. Und an der Freude der hochverehrten Aebtissin nahm das ganze Kloster-Convent, das in ihr Geheimniß eingeweiht gewesen, den innigsten Antheil. Die beiden Familien sammt Wunibald schieden von der Aebtissin, in deren Augen die hellen

Thränen glänzten, mit dem Versprechen, sie recht bald wieder zu besuchen; und diese empfahl ihren geliebten Wunibald, was zwar überflüßig war, nochmals der unverbrüchlichen Liebe und elterlichen Sorgfalt seiner Pflegeeltern, mit der begründeten Entschuldigung, daß sie in ihrem gegenwärtigen Stand und Amte die sonst so süßen Mutterpflichten gegen ihren geliebten Sohn nicht mehr erfüllen könne.

Auf der Burg Windeck war die wundersame Entdeckung, die auf dem Platze des abgebrochenen Hungerthurms geschehen, schon am nämlichen Tage durch den Ritter von Weißenfels bekannt geworden. Alles, auch der Erbprinz, ward mit Verwunderung und Freude erfüllt. Ritter von Weißenfels hatte sich unverweilt in der edlen Absicht dahin begeben, um sich mit dem Prinzen und dem Ritter von Windeck zu berathen, auf welche Weise zur freudigen Ueberraschung edler Menschen, welche ein widriges Schicksal von einander getrennt, aber Gottes wunderbare Fügung einander wieder nahe gebracht hat, ein Fest des seltsamsten Wiedersehens am geeignetsten zu veranstalten sei. Man kam nach langem Ueberlegen endlich überein, das Fest des Wiedersehens und der erfreulichen Ueberraschung an derselben Stelle zu feiern, wo fast alle wundersamen Ereignisse sich zugetragen; wo Eltern und Kind hätten sterben sollen, aber auf wundersame Weise vom Tode gerettet worden, und wo durch eine göttliche Fügung die Entdeckung geschah, die das erfreuliche Wiedersehen der Getrennten erst möglich machte. Und diese Stelle war keine andere, als die, worauf der schauerliche

Hungerthurm gestanden, und auf welcher nun eine Kapelle errichtet werden soll. Und der Prinz bat sich die Freude aus, alle Kösten, welche die Veranstaltung dieses Festes verursachen möge, allein tragen zu dürfen. Ritter von Weißenfels aber übernahm mit einer ganz eigenen Freude das Geschäft, dafür zu sorgen, daß die Kapelle, in der das seltsame Fest des Wiedersehens gefeiert werden soll, in kurzer Zeit hergestellt und zur kirchlichen Einsegnung vollkommen eingerichtet werde. Der Prinz reisete nun, wie es beschlossen war, nicht ab; denn er wollte Zeuge einer Szene sein, die sich in der Welt in ihrer Art wahrscheinlich nie wieder ereignen darf.

Ritter von Weißenfels hatte in aller Stille gut gesorgt; denn nach wenigen Wochen stand die kleine Kapelle schon fertig da. Sie war im Innern einfach, aber geschmackvoll eingerichtet. Nebst dem einzigen, aber zierlichen Altare, war sie an den Seitenwänden mit kunstvollen und erbaulichen Gemälden, die sich der Prinz aus der Residenz in Eile hatte beschicken lassen, ausgeschmückt.

Es war ein schöner Tag, der zu dem eben so schönen Doppelfeste bestimmt war. Aber nur das eine Fest: nämlich das der Einsegnung der neuen Kapelle war den Eingeladenen bekannt gemacht worden. Die Einladung ging theils vom Prinzen, theils vom Ritter von Weißenfels aus. Die Geladenen, unter denen nebst allen benachbarten Rittern vorzüglich die Aebtissin in Begleitung zweier ältlichen Nonnen, die zwei unbekannten Pilger aus dem heiligen

Lande, und die beiden Förster-Familien mit Wunibald, waren zur bestimmten Zeit in der neuen Kapelle erschienen, deren Einsegnung ihnen der einzige Zweck dieses festlichen Tages zu sein schien. Bei ihrer Ankunft fanden sie schon zu ihrer Verwunderung und Freude den ehrwürdigen Landesbischof im hohenpriesterlichen Ornate, nebst dem Erbprinzen und den beiden Rittern von Weißenfels und Windeck. Und um die Kapelle umher standen die Landleute in zahlreicher Menge. Es herrschte aber innerhalb wie außerhalb der Kapelle eine heilige Stille.

Die feierliche Einsegnung der Kapelle begann, und während der heiligen Handlung floßen viele verborgene Thränen. Wir können Jene leicht errathen, deren Augen sie entflossen. Die beiden Pilger hörte man sogar etliche Mal seufzen. Doch war nicht im Mindesten eine Störung entstanden. In eben so heiliger Stille und Andacht, wie die Einsegnung der Kapelle, ward auf dem so eben geweihten Altare die heil. Messe — das Opfer der Liebe und der Versöhnung — zum ersten Male gefeiert.

Nach Beendigung dieser heiligen Handlungen, wendete sich der ehrwürdige Bischof mit dem Angesichte gegen die Anwesenden, und begann also zu sprechen: „Hochansehnliche Brüder und Schwestern in Christo dem Herrn! Es war mir eine süße und heilige Freude, heute diese Kapelle zu Ehren des göttlichen Erlösers, Der für uns Alle am Kreuze gestorben und dort oben zur Rechten Seines himmlischen Vaters für und für unser Mittler und Für-

sprecher ist, feierlich einzusegnen. Und so ist nun durch den Segen und die Weihe der heiligen Kirche eine vormals fluchwürdige Stätte in eine nun heilige und segensvolle umgewandelt worden. An dieser geweihten und heiligen Stätte, wo von nun an das heiligste Opfer des neuen Bundes vom Priester des Herrn dem Allerhöchsten zur Versöhnung der Welt, unter gemeinschaftlichem Gebete gläubiger Christen, dargebracht wird, soll nun als gutes Vorzeichen in diesem feierlichen Augenblicke noch eine Handlung vorgehen, die Gottes Liebe und Erbarmung und Seine wundervolle Werke verherrlichen, fromme Gemüther, die getrennt gewesen, auf ewig vereinigen, und Aller Herzen mit Wonne erfüllen wird. Und der Gegenstand dieser wichtigen Handlung wird sein: ein wundersames Wiedersehen und eine heilige Versöhnung auf ewig.«

Hier schwieg der ehrwürdige Bischof, und der Erbprinz führte schweigend die ehrwürdige Aebtissin und ihren geliebten Wunibald sammt der Gattin des Försters Albert; Ritter von Weißenfels aber die beiden ehrwürdigen Pilger zum Altare hervor. Diese folgten ihren Führern voll des höchsten Erstaunens und der bangen Erwartung dessen, was nun geschehen werde.

„Sie sind hier, die Glücklichen!« fuhr der ehrwürdige Bischof in seiner Rede fort, als wäre sie durch Nichts unterbrochen worden. „Sie stehen hier, an der Stufe des heiligen Altars, über welche der gütige Himmel heute Segen und Wonne ausgießen

will. Ja, ehrwürdiger Pater Joachim, und geliebter Bruder Anselm! die Ihr aus dem heiligen Lande hieher gekommen seid, um Euch hier anzusiedeln und hier Eure noch übrigen Tage in aller Gottseligkeit zu verleben, seid uns freundlich willkommen! Wir wissen aber mehr von Euch, als Ihr wähnet; ja wir haben Kenntniß erhalten von Euern heilsamen Bußwerken; aber zugleich auch Kenntniß von Eurer musterhaften Frömmigkeit. Darum, geliebte Brüder! versichere ich Euch im Namen Gottes, Den Ihr liebet und innigst verehret, daß von nun an Eure Bußzeit vollendet sei, und der vollkommene Frieden in Eure Herzen einkehren werde. So vernehmet denn, aber seid gefaßt, was für eine frohe Botschaft ich Euch verkünde! Das Verbrechen, das Ihr vor 24 Jahren an eben dieser Stätte begangen zu haben wähnt, hat Gott, der Allgütige, verhütet, und Euch dasselbe zum Heile gewendet. Jene, als deren vermeinten Mörder Ihr büßtet, sind nicht todt, sie leben noch, und — sind hier, in Eurer Nähe.

Ja, ehrwürdige Aebtissin! fasset Euch; denn Dagobert ist nicht todt, in der Person dieses ehrwürdigen Priesters gebe ich ihn Euch wieder zurück. Und Euch, Anna, gebe ich in Bruder Anselm den geliebten Vater wieder."

So sprach der Bischof, und zu den Füßen der zitternden Aebtissin lagen die beiden Pilger, und zerfloßen in Thränen. Die herbeigekommenen Nonnen mußten die überraschte Aebtissin unterstützen; weil sie einer Ohnmacht nahe war.

Ach, wer wollte die rührende Szene, die nun folgte, würdig schildern!? Sieh' da knieeten Eltern und Sohn, Vater und Tochter in Thränen zerfließend an der Stufe des Altars, und Hand in Hand sprachen sie das himmlische Wort: „Versöhnt auf ewig!" Und der ehrwürdige Bischof gab mit einer Thräne im Auge den Versöhnten und Wiedervereinigten seinen Segen; indem er dann im feierlichen Tone „das Herr Gott, Dich loben wir!" anstimmte. Wie groß und herzlich der Dank der Glücklichen war, die nach 24 Jahren so unverhofft sich wieder sahen, läßt sich denken. Ja, alle Anwesenden, unter denen der Erbprinz am tiefsten ergriffen war, stimmten mit den Glücklichen am Altare unter Thränen der Rührung und Freude in die Lobpreisungen Gottes ein.

Da das neugeweihte Gotteshaus zu näherer Mittheilung und Herzensergießung der schickliche Ort nicht war, und die Ueberraschten zudem Zeit zur Fassung und Erholung bedurften; so begab man sich in einem feierlichen Zuge auf die Eisenburg, wo auf Veranstaltung des Ritters von Weißenfels ein festliches Mahl bereitet war. Die staunende Volkesmenge folgte dem feierlichen Zuge bis zur Eisenburg nach, wo man die Landleute alle reichlich bewirthen ließ.

Dagobert und Bertha weinten überlaut, als sie in die verwaiste Burg einzogen. Doch hatte die allgemeine Freude an der Tafel auch sie wieder heiter gestimmt. Gott hatte ja Alles wieder so gut gefügt, daß die Freude darüber das Vergangene vergessen machen mußte.

Nun kam es zu gegenseitigen Mittheilungen, und ein jedes erzählte seine bisherigen Schicksale. Da uns aber alle schon bekannt sind; so wollen wir nur noch die kurze Erzählung des Ritters Kuno von Weißenfels vernehmen, die uns über Dinge, die noch räthselhaft sind, Aufschluß geben wird. Der Inhalt seiner Erzählung ist dieser:

Ritter von Weißenfels war, wie wir uns wohl noch erinnern, bei der Fehde, die er aus überspanntem Ehrgefühle gegen Ritter Dagobert begonnen, für todt vom Schlachtfelde getragen worden. Allein es war nur eine tiefe Ohnmacht gewesen, aus der er bald wieder erwachte. Er war zwar schwer verwundet, aber nicht tödtlich. Die fälschliche Kunde von Dagobert's Tod betrübte ihn sehr, und er fühlte bittere Reue darüber, daß er in der Stunde aufgeregter Leidenschaft demselben eine Fehde angekündigt hatte, in welcher über hundert Menschen schuldlos ihr Leben verloren. Sein Gewissen machte ihm die bittersten Vorwürfe.

Aber wie groß war erst seine Bestürzung, als er viele Jahre später aus dem Bekenntnisse eines sterbenden Knappen erfuhr, daß Ritter Dagobert nicht auf dem Schlachtfelde, sondern im Hungerthurme, in den man ihn aus Rachsucht geworfen habe, gestorben sei! Sein Gewissen klagte ihn der Mitschuld an dieser Mordthat an. Er wurde krank vor Schmerz und Betrübniß, genaß zwar wieder; aber die Gewissensbisse nagten, wie ein nie ersterbender Wurm, an seinem Herzen. Seine Seelenruhe war

dahin. Er war unglücklich, und ward es noch mehr, da ihm dazu noch seine theure Gattin starb, und ihn kinderlos zurückließ.

Der Unglückliche besaß aber so viel Religion, daß er in seiner trostlosen Lage seine Zuflucht zu Gott und seinem Erlöser nahm. Er übergab seinem braven Burgvogte die Verwaltung seiner Güter, vertauschte seine Rüstung mit einem ärmlichen Pilgergewande, ergriff den Pilgerstab und wallfahrtete nach dem heiligen Lande, um am heiligen Grabe des Erlösers seine Sünden zu beweinen und den verlor'nen Frieden wieder zu finden.

Er kam glücklich in Jerusalem an, und, wie wundersam! — fand am heiligen Grabe den Dagobert und Bruno, in heiliger Andacht vertieft. Sie erkannten sich wieder, und versöhnten sich am Grabe Dessen, Der zur Versöhnung der ganzen Welt am Kreuze gestorben ist. Jetzt hatte Ritter von Weissenfels auch seinen Frieden wieder gefunden.

Dagobert und Bruno, oder Joachim und Anselm, wie wir sie eigentlich nennen sollen, hegten schon längst den sehnlichsten Wunsch, in ihr Vaterland zurückzukehren, und auf der Stelle des Hungerthurms eine Einsiedelei und eine Kapelle zu bauen, um sich an derselben Stelle, wo sie ihre Verbrechen begangen, unter inständigen Bußwerken und Gebeten, mit den verklärten Geistern der Gemordeten vollkommen auszusöhnen.

Gott hatte es gefügt, daß sie gerade zu der Zeit in Thüringen ankamen, wo unter göttlicher Leitung

alle Umstände so zusammentrafen, daß die schon lange Zeit Getrennten sich wieder finden mußten, und zwar so, daß sich Eines über das Andere nur freuen konnte.

»Nun sind wir hienieden schon für den Himmel vereint!« sprach Dagobert mit einem ganz eigenen Gefühle der Freude zu der überglücklichen Bertha. »Wir Beide sind nun ausschließlich dem Dienste Gottes und der heiligen Kirche geweiht, und gehören dem Kloster an. Und so hat es der liebe Gott gefügt, dessen heilige Rathschlüsse unerforschlich, aber allzeit weise und uns Menschen heilsam sind. Waren wir im ehelichen Leben nicht glücklich, so werden wir im Klosterleben jetzt um so glücklicher sein.«

„O, Dank dem allgütigen Gott!« versetzte Bertha mit einer Freudenthräne im Auge, »ich war bisher im Kloster recht glücklich, und werde jetzt, da mir der liebe Gott noch vollends allen Kummer und Gram vom Herzen genommen, und da ich weiß, wie glücklich nun Alle sind, die mir hienieden noch lieb und theuer waren, fürder noch glücklicher sein.«

„Auch ich, mein lieber Vater!« sprach Anna zu Bruno, „war bisher im Schooße meiner Familie recht glücklich; ich werde es aber von nun an noch mehr sein, da ich endlich die Gewißheit erlangt habe, daß Ihr nicht nur für diese Welt, sondern auch für den Himmel und die Ewigkeit gerettet, und nun, wie Ihr uns selbst versichert, wahrhaft glücklich seid. O, ehrwürdige Aebtissin, unvergeßliche Wohlthäterin! wie wahrhaftig habt Ihr mich getröstet, als Ihr mir, so oft ich kleinmüthig werden wollte, die

Versicherung gabet, daß der liebe Gott das Gebet für meinen Vater doch endlich noch erhören und ihn für die Zeit und Ewigkeit retten und wieder glücklich machen werde! Ja der allgütige Gott hat mein Gebet erhöret; denn mein Vater ist gerettet, und ist wieder glücklich. Ihm, dem allgütigen Gott, sei Ehre Lob und Preis in Ewigkeit!«

»Amen!« fügten Alle mit Dank und Rührung bei. Denn es saß Niemand am Tische, der nicht aus seinem Leben Beweise eines besondern Schutzes, oder einer außerordentlichen Hilfe der göttlichen Vorsehung hätte aufzählen können. Alle waren von Dank und Anbetung gegen Gott in der Seele ganz durchdrungen.

Zur allgemeinen Erbauung erzählte Jeder der übrigen Gäste zur Ehre Gottes eine merkwürdige Begebenheit aus seinem Leben; aber keine machte auf Dagobert und Bertha so tiefen Eindruck, als die erst kürzlich vorgefallene Rettungsgeschichte des Erbprinzen, welche dieser mit sichtbarer Rührung selbst erzählte. Es war ja ihr geliebter Sohn, den die göttliche Vorsehung zum Werkzeuge der Rettung des Erbprinzen gebrauchte. Und da sie wohl wußten, daß sie nächst Gott nur den Pflegeeltern die so vortreffliche Erziehung ihres Sohnes zu verdanken haben; so sprachen sie deren verdientes Lob, wie auch ihren herzlichen Dank gegen sie, laut vor allen Gästen aus.

»Edle Menschen!« sprach Dagobert zu ihnen, »Was Ihr für unser Kind gethan, steht über unserm

Lob und Dank, und da wir es Euch nie vergelten können, so vergelte es Euch der allgütige Gott! Ich glaube, meinem dankbaren Sohne aus dem Herzen zu sprechen, wenn ich den Wunsch ausdrücke, daß die Eltern, die ihn erzogen, von nun an hier auf der Eisenburg wohnen und in jeder Hinsicht die Stelle jener Eltern einnehmen sollen, die ihn geboren haben, die aber, nach göttlicher Fügung, höherer Pflichten wegen ferne von hier leben müssen. Denen, die gesäet haben, gebührt auch die Erndte.«

»Ja, verehrter Vater!« erwiederte Wunibald mit tiefster Rührung, »Ihr habt mir wahrhaftig aus dem Herzen gesprochen. Obwohl mein Herz noch mehr gewünscht hätte; so will ich doch bescheiden sein, und mich mit der unaussprechlichen Freude begnügen, meine geliebten Pflegeeltern stets um mich zu haben; da mir diese Freude, wie ich wohl einsehe, von Seiten meiner theuren leiblichen Eltern nicht zu Theil werden kann.«

Hier vergoßen Walther und Amalie stille Thränen der Freude.

»Und damit Wunibald's Bruder, und Förster Albert mit seiner frommen Gattin, nicht leer ausgehen,« versetzte der Erbprinz mit lächelndem Munde, aber doch im Ernste; so schenke ich meinem Lebensretter die zwei benachbarten Ritterburgen sammt Ländereien, die mir erst vor kurzer Zeit als Eigenthum zugefallen sind. Es steht ihm nun frei, ob er dem Oswald und Albert diese Burgen nur zur Verwaltung, oder zum Eigenthume übergeben will.«

Der Prinz schwieg, und Alles war voll Erstaunen. Wir können uns schon zum Voraus denken, was hier der uneigennützige Wunibald gethan. Ja, nach Abstattung des innigsten Dankes bat er den Erbprinzen, die Schankungsurkunde zu beliebiger Zeit gnädigst in die Hände Oswald's und Albert's legen zu wollen.

Alles lobte diesen Edelsinn. Und der edle Erbprinz war darüber so erfreut, daß er in Gegenwart aller Festgäste sein Fürstenwort gab, den Ritter Wunibald von Eisenburg nicht nur in den Grafenstand zu erheben, sondern auch Oswald und Albert zu Rittern zu schlagen.

Diese fürstliche Großmuth, die er nur für schuldige Erkenntlichkeit ausgab, rührte alle Anwesenden, insbesondere die Beschenkten, zu Freudenthränen.

Der Erbprinz hielt sein Fürsten-Wort; ja er that noch mehr. Schon nach einem Jahre stand auf dem Platze, wo der Hungerthurm gestanden, neben der kleinen Kapelle, die später in eine prachtvolle Kirche umgewandelt worden, ein schönes Kloster, das der großmüthige Prinz auf eigene Kosten erbauen ließ, und zugleich auch mit einem bedeutenden Fond begabte. In dieß Kloster zog nun der ehrwürdige Pater Joachim mit dem Bruder Anselm. Und schon nach kurzer Zeit wurden aus mehreren umliegenden Klöstern neugeweihte Priester dahin abgesendet, denen Pater Joachim vom Landesbischofe, mit der Würde eines Abtes, zum Vorsteher gesetzt wurde.

Bis zum Lebensende standen der Abt Joachim — vormals Ritter Dagobert —, und die Aebtissin Adelheid — vormals Bertha von Eisenburg —, im ganzen Thüringerlande im Rufe außerordentlicher Frömmigkeit.

Und Graf Wunibald von Eisenburg unternahm nie etwas Wichtiges, ohne zuvor den Abt Joachim, oder die Aebtissin Adelheide, um Rath gefragt zu haben. Und so lange sein fürstlicher Gönner lebte, genoß er im hohen Grade dessen Freundschaft.

Neue Verlagswerke
der Ostermesse 1841,
von der **Matth. Rieger'schen** Buchhandlung in
Augsburg und Lindau.

P. Aegidius Jais,
Lehr= und Gebetbüchlein
für die lieben Kinder, das auch wohl Erwachsene brauchen können. Fünfundzwanzigste verbesserte und vermehrte Auflage
von
Michael Sintzel.
6 Bogen. 12. Auf milchweiß. Druckpap. Mit 1 Bildchen 9 kr. od. 2 ggr.

Dieses beliebte Gebetbüchlein — welches bisher vor allen Andern gern zu Preis= und Ostergeschenken genommen wurde, ist in dieser 25sten Auflage um 2 Bogen vermehrt worden; daß die Bereicherungen und Zusätze gut und zweckmäßig sind, dafür bürgt der Name des neuen Herausgebers. Da es eins der wohlfeilsten Gebetbüchleins ist, so wird es jetzt seinem Zwecke zu Kindergeschenken um so mehr entsprechen.

P. Aegidius Jais,
schöne Geschichten und lehrreiche Erzählungen
zur Sittenlehre für Kinder.
Neu herausgegeben von
Michael Sintzel.
2 Bändch. 12. (jedes à 5 Bogen auf milchweiß. Druckpapier zu 6 kr.) Preis für beide Bändchen 12 kr. oder 4 ggr.

Dieses Lesebüchlein für Schulen erscheint hier in der 30sten Auflage, ein Beweis, daß es für kathol. Schulen noch immer eines der zweckmäßigsten Lesebücher

ist und noch lange bleiben wird. Diese neue auf sehr schönem weißen Papier gedruckte Ausgabe, hat eine sorgfältige Revision erhalten, die veralteten Ausdrücke sind durchgehends durch ein besseres, schöneres Deutsch ersetzt, dem jetzigen Standpunkte und Fortschritte der Sprache angepaßt und verbessert. — Der Anhang — (eine kurze Sittenlehre in Lebensregeln für Kinder), womit der neue Herr Herausgeber dieselben vermehrt hat, wird gewiß willkommen sein und allgemein Beifall finden. Jedes Bändchen wird einzeln abgegeben, der Preis ist so billig gestellt, daß kein wohlfeileres Lesebüchlein existiren wird.

Augustin und Xaver

die heiligen Leuchtsterne im Weinberge des Herrn; nebst ihren himmlischen Liebesflammen und Lebensblüthen, für jedes Alter und jeden Stand, besonders für die reifere katholische Jugend bearbeitet

von **Dr. J. G. Waitzmann,**

Verfasser des „Morgens in der Wallfahrtskirche“ 2c.

Mit 1 schönen Stahlstich (heilige Xaver). 8 Bogen gr. 12. brosch. 27 kr. od. 6 ggr.

Der Verfasser ist als guter Jugendschriftsteller schon seit Jahren bekannt, seine Schriften haben überall Beifall gefunden — und sohin wird dieser neue Beitrag für die Schulbibliotheken und zu Prämiengeschenken ebenfalls willkommen erscheinen, um so mehr, als das Büchlein ganz im Geiste der katholischen Kirche abgefaßt ist. — Der Herr Verfasser erhielt vor 6 Jahren in Folge seiner Lebensbeschreibung „des heiligen Benedikt“ selbst von Sr. Heiligkeit Pabst Gregor XVI. ein direktes Belobungs- und Aufmunterungsschreiben aus Rom.

Der Köhler von Valencia.

Eine Erzählung für die Jugend

vom Verfasser der Beatushöhle.

2te Auflage. 8. Mit 1 Stahlstich brosch. 36 kr. oder 9 ggr.

Auch dieses Buch hat — wie alle die bisherigen Schriften des beliebten Verfassers nach Verlauf von 1 Jahre

bereits die 2te Auflage erlebt, obgleich die erste Auflage sehr bedeutend, 4000 Exempl. stark war.

A. Dörle, Pfarrer.

Die beiden Gottfriede,

oder

das Sparkästchen.

Eine Erzählung

der reifern Jugend gewidmet.

8. mit 1 Stahlstich. Zweite Auflage. brosch. 24 kr. oder 6 ggr.

Die vor 2 Jahren erschienene erste Auflage fand allgemeinen Beifall, und wurde in der religiösen Zeitschrift „Philothea" zu Würzburg, Eltern und Jugendbildnern als eine der vorzüglichsten Jugendschriften ganz besonders empfohlen. Rezensent sagt: daß Herr Pfarrer Dörle einer der glücklichsten Nachahmer in der Manier des berühmten Verfassers der Ostereyer sei. Wer das Büchlein noch nicht besitzt, wird es sich jetzt in dieser 2teu Auflage aneignen. —

Philothea

oder

Anleitung zu einem gottseligen Leben.

Aus dem Franz. des heiligen Franz von Sales.

Fürstbischof von Genf.

Nach der Ausgabe des P. Brignon neu bearbeitet von dem Uebersetzer der Pilgerreise Geramb's nach Jerusalem.

12. 19 Bogen (440 Seiten). Preis 18 kr. od. 5 ggr.

Die Gediegenheit dieser Uebersetzung resp. Bearbeitung des gefeierten Herausgebers ist durch den schnellen Absatz von fünftausend Exemplaren binnen Jahresfrist hinlänglich verbürgt, und gereicht es uns zur hohen Freude das verehrliche Publikum auf diese neue zeitgemäße Bearbeitung aufmerksam machen zu können, um so mehr als diese Ausgabe einige Zeit fehlte.

Der beispiellose billige Preis von 1 kr. — 3 pf. per Bogen von 24 Seiten konnte nur in der Voraussicht eines sehr starken Absatzes gemacht werden, wir bemerken nur noch, daß unsere Ausgabe mit den christlichen Grundsätzen des Heiligen, seiner Vorbereitung zum Tode, Meßandacht rc. vermehrt ist.

Der heil. Landmann Isidor,

den lieben Landleuten zur Nachahmung vorgestellt.

Sammt einer Anleitung, wie auch sie ihr Leben nach seinem frommen Beispiele einzurichten haben, damit sie in ihrem, obwohl beschwerlichen Stande dennoch zeitlich glücklich und ewig selig werden können. Neunte vermehrte Aufl. von

Michael Sintzel.

12. brosch. 144 Seiten. 15 kr. oder 4 ggr.

A. Dörle, (Pfarrer), Cornay, oder der Märtyrer von Tunkin. Eine wahre Geschichte aus der neuesten Zeit. Der reifern Jugend, und deren Freunden gewidmet. 8. mit 1 Stahlstiche. brosch. 30 kr. oder 8 ggr.

Dessen, Otto von Erlach, oder der Senn auf der Schweizeralp. Eine Erzählung für die Jugend. 8. Mit 1 schönen Stahlstich. 30 kr. od. 8 ggr.

Diese zwei neuesten Erzählungen rechnet der Herr Pfarrer Dörle zu seinen gelungensten Arbeiten als Jugendschriftsteller. Da schon seine vor 2 Jahren als erster Versuch geschriebenen Erzählungen eine so überaus günstige Aufnahme fanden, und von allen pädagogischen Zeitschriften, Eltern und Lehrern für die Jugend empfohlen wurden, so werden diese zwei neuesten Werkchen sein Talent noch mehr beurkunden. Die religiöse Wärme, welche überall in Wort und That durchleuchtet, kann nur den besten Eindruck zurück lassen.

Der beispiellose billige Preis von 1 kr. — 3 pf. per Bogen von 24 Seiten konnte nur in der Voraussicht eines sehr starken Absatzes gemacht werden, wir bemerken nur noch, daß unsere Ausgabe mit den christlichen Grundsätzen des Heiligen, seiner Vorbereitung zum Tode, Meßandacht ꝛc. vermehrt ist.

Der heil. Landmann Isidor,

den lieben Landleuten zur Nachahmung vorgestellt.

Sammt einer Anleitung, wie auch sie ihr Leben nach seinem frommen Beispiele einzurichten haben, damit sie in ihrem, obwohl beschwerlichen Stande dennoch zeitlich glücklich und ewig selig werden können. Neunte vermehrte Aufl. von

Michael Sintzel.

12. brosch. 144 Seiten. 15 kr. oder 4 ggr.

A. Dörle, (Pfarrer), Cornay, oder der Märtyrer von Tunkin. Eine wahre Geschichte aus der neuesten Zeit. Der reifern Jugend, und deren Freunden gewidmet. 8. mit 1 Stahlstiche. brosch. 30 kr. oder 8 ggr.

Dessen, Otto von Erlach, oder der Senn auf der Schweizeralp. Eine Erzählung für die Jugend. 8. Mit 1 schönen Stahlstich. 30 kr. od. 8 ggr.

Diese zwei neuesten Erzählungen rechnet der Herr Pfarrer Dörle zu seinen gelungensten Arbeiten als Jugendschriftsteller. Da schon seine vor 2 Jahren als erster Versuch geschriebenen Erzählungen eine so überaus günstige Aufnahme fanden, und von allen pädagogischen Zeitschriften, Eltern und Lehrern für die Jugend empfohlen wurden, so werden diese zwei neuesten Werkchen sein Talent noch mehr beurkunden. Die religiöse Wärme, welche überall in Wort und That durchleuchtet, kann nur den besten Eindruck zurück lassen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dörle, Anton

Der Hungerthurm oder Dagobert und Bertha mit 1 Stahlst

Augsburg 1841

Paed.pr. 796#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759572-3